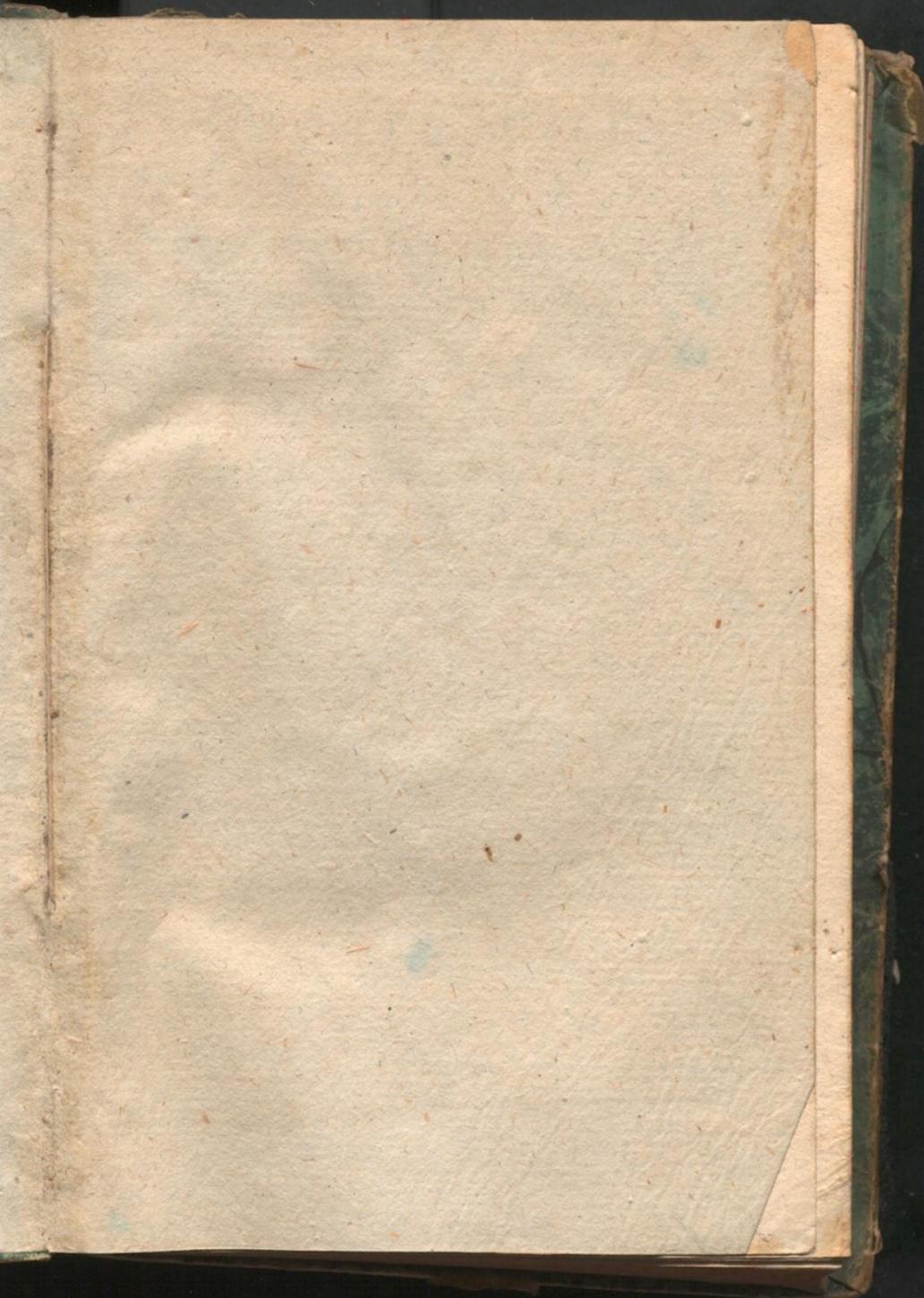
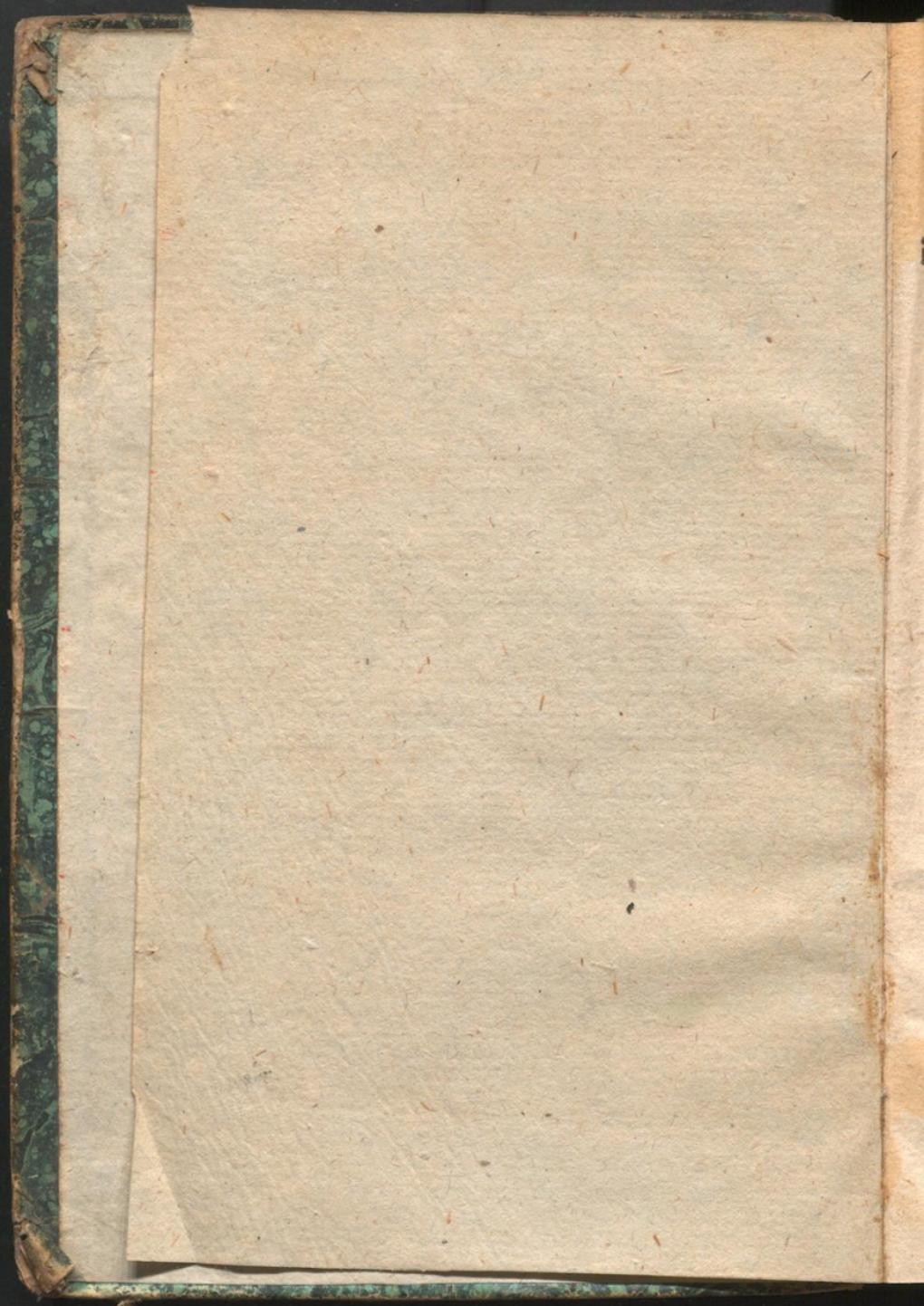


Wiener Stadt-Bibliothek.

17776⁶A

2251





Biographien

der

durch die merkwürdigsten Thaten
ausgezeichneten und berühmtesten

Männer

in

allen Welttheilen.

Aus acht Quellen gezogen.

Enthält:

- 1.) Erzherzog Carl II. Herzog von der Steyermark.
 - 2.) Ferdinand I. *God*
 - 3.) Ulrich, Herzog von Württemberg.
-

Wien, 1807.

Im Verlage bey Ludwig Maußberger
k. k. privilegirten Buchdrucker.



Biographien

der

Durch die merkwürdigsten Thaten
ausgezeichneten und berühmtesten

Männer

in

allen Welttheilen.

Aus acht Quellen gezogen.

Sechster Band,

enthält:

- I. Erzherzog Carl II. Herzog von der Steyermark.
 - II. Ferdinand I.
 - III. Ulrich, Herzog von Württemberg.
-
-

Wien, 1807.

Im Verlage bey Ludwig Mausberger,
k. k. privilegirten Buchdrucker.

Biographien

aus der Geschichte der

Wiener Kaiserzeit

von

Dr. Franz Wurzbach

Verlag von



Sammlung Wurzbach

Erzherzog Carl II.
Herzog von der Steyermark.

Geboren den 3. Heumonath, 1540. Gestorben den
7. Heumonath. 1590.

Carl der jüngste der Söhne Ferdinands des Ersten wurde zu Wien geboren. Er genoß eine seiner hohen Herkunft angemessene Erziehung, und mußte auf Befehl seines Vaters, sobald er zum Jünglingsalter herangewachsen war, Frankreich, Spanien und Italien bereisen, um sich Kenntnisse von Menschen und Ländern durch eigene Erfahrung zu sammeln. Nach seiner Zurückkunft wurde er sogleich zu Staatsgeschäften gezogen; er mußte einige Landtage halten, und manchmal sehr wichtige Staatsangelegenheiten statt seines Vaters verhandeln. Da er bey dergleichen Gelegenheiten durch weise Bescheidenheit und wahre Staatsklugheit sich auszeichnete, so trug Ferdinand kein Bedenken, ihn noch bey seinen Lebzeiten den Innerösterreichern als Stadthalter vorzusetzen. Er ging also in seinem vier und zwanzigsten Jahre nach Grätz in die Steyermark ab, war aber

nicht lange dort gewesen, als er das Absterben seines Vaters vernahm, und jetzt nach dessen letzten Willen Selbstregent Innerösterreichs wurde.

Die innerösterreichischen Länder erhielten also wieder einen eigenen Herrn, und sie bedurften einen, denn es sah daselbst überall ziemlich verwirrt aus. Die Neuerungssucht in Religionsachen hatte sich auch da eingenistet, und schnell um sich gegriffen. In ihrem Gefolge wandelten hier, so wie überall, wo sie hinkam, politische Freyheitsschwindel; Haß und Verfolgungsgeist, Zerstörung des häuslichen Friedens und der öffentlichen Ruhe; Auflösung der Bande zwischen Obrigkeit und Unterthan; Verbannung der Christlichen Nächstenliebe; Aufrühren und Bürgerkriege. Diese Uebel nahmen in jenen Ländern desto mehr überhand, wo der Landesfürst nicht persönlich zugegen seyn konnte, und die Regierung nur durch Beamte versehen wurde. Diesen mangelte es entweder an Entschlossenheit und Festigkeit des Geistes, oder nicht selten an der nöthigen Geschicklichkeit dem einbrechenden Uebel bey Zeiten vorzukommen; bisweilen fehlte ihnen der ernsthafte Wille, und manchmal sehnten sich einige wohl gar selbst nach Neuerung, wenn sie dadurch Reichthum, Ehrenstellen, höheres Ansehen, oder grössere Ausdehnung ihrer Gewalt zu erringen sich schmeicheln konnten. Die meisten Glieder des Herren- und Ritterstandes Innerösterreichs hatten sich schon zu Luthers Lehre bekannt, welche sie nach Möglichkeit begünstigten, und dem Bürger und Bauernstande einzuschleichen sich

bemühten. Sie hatten bereits unter sich einen Bund geschlossen, dem neuen Erzherzoge, der sie zur Huldigung eingeladen hatte, diese nicht eher zu leisten, bis er ihnen die Gewissensfreyheit werde zugesichert haben. Zwar erschienen sie zur Huldigungsfeyerlichkeit, als aber Carl die Huldigung forderte, erbachten sie allerhand Vorwände und Ausflüchte, sie zu verzögern. Carl, ihres Zauderns überdrüssig, sprach endlich im Ton eines beleidigten Fürsten. „Was soll dieses Zaudern, ihr Herrn? Warum weigert ihr euch eurem rechtmäßigen Fürsten die schuldicke Pflicht der Treue und des Gehorsams zu leisten? Deswegen sind wir jetzt hier versammelt; eure Drohungen schrecken mich nicht, und niemals werde ich mir von euch Gesetze vorschreiben lassen. Die Gewissensfreyheit, die ihr verlanget, unterliegt nicht meiner Gewalt, sondern stehet denen zu, welchen vermöge des göttlichen Rechts die Seelsorge anvertrauet ist; indessen aber leistet mir, was ihr mir schuldicke seydt.“ Dieser bezeigte Ernst bewog sie zu huldigen; und nachdem dieses geschehen war, gab er Befehl; daß sich von nun an Niemand mehr unterfangen soll, die neue Lehre in seinen Ländern ferner auszubreiten; den Kirchen sollen die ihnen mit Gewalt abgenöthigten Güter wieder zurückgestellt, und die aufwiegelnden Pastoren ausser Land geschafft werden. Mit ernstem Nachdrucke hielt er auf die Beobachtung seines Befehles, und vollzog ihn an den Uebertretern. Dieses erfuhr ein gewisser Pastor Truber, der vermessenlich ihm zuwider handelte, in seinen Predigten das Volk zum Aufstand reizte,

und nicht unterließ, Profelyten zu machen. Er wurde eingezogen, über die Gränzen gewiesen, und die übrigen zum Schweigen gebracht.

Im zweyten Jahre seiner Regierung erhob sich eine schwarze Unglückswolke zu Constantinopel, die Oesterreichs Staaten zu verheeren drohte. Ein Krieg brach aus mit Maximilian dem Zweyten, seinem Bruder, die Türken zogen mit grosser Heeresmacht gegen Hungarn heran. Schnelliger Widerstand war also höchst nöthig. Maximilian warb um Beystand den Deutschen zu Regensburg, und Carl mußte die Hungarn dazu auffordern. Also begab er sich nach Preßburg, und hielt einen Landtag. Sehr stürmisch war dessen Anfang; aber Carl ließ die Gemüther brausen, und lenkte sie, wie ein geschickter Steuermann, sein Schiff im Sturme, mit größter Vorsicht zu seinem Ziele. Die Nation bewilligte, was er verlangte, und ein Reichstagschluß ergieng durchs ganze Land; daß nach dem alten Herkommen des Reichs jeder edle und freye Güterbesitzer in eigener Person zu Felde ziehen sollte, wenn der König sie selbst anführen würde. Als der Feind wirklich herangerückt war, ging er mit seinen beyden Brüdern, dem Kaiser und Egherzoge Ferdinand ins Feld, und erhielt die Befehlshaberstelle in Illyrien, welches er wacker verteidigte, und da die Feinde Slavonien plünderten, schlug er sie zurück; lieferte ihnen auch ein Treffen bey Sluna, erlegte darinn viertausend derselben, und machte den Bassa von Bosnien zu seinen Gefange-

nen. Er würde wahrscheinlich noch mehrere Siege erkämpt haben, wenn er es hätte wagen dürfen, öfters zu schlagen. Allein, da jeder über den Feind errungene Sieg auch mit einigem Verlust des Ueberwinders verbunden ist; so konnte er sich nicht schwächen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, sich nach und nach selbst als Sieger aufzureiben. Also hielt er sich jetzt nur Vertheidigungsweise, so lange der Krieg noch währte, nach dessen Endigung er erst wieder nach Grätz zurückkam.

Nicht gar ein volles Jahr konnte er daselbst verweilen, weil ihn Maximilian, dessen Zutrauen er im vollen Maße besaß, ersuchte, eine Reise nach Spanien zu thun, und dem König Philipp den Zweyten, wegen des Todesalles seiner Gemahlinn das Beyleid zu bezeigen, und bey dieser Gelegenheit um die Hand der königlichen Prinzessin und Schwester Maria für den Kaiser zu werben, nebstbey auch den König zu bewegen, daß er die geplagten Niederländer gelinder behandeln, den grausamen Herzog von Alba zurückrufen, und die spanischen Truppen aus dem Lande ziehen möchte. Dieß waren die Gegenstände, über welche er mit dem strengen König sprechen, und unterhandeln sollte. Die Verbindung Mariens mit dem Kaiser fand keine Schwierigkeit, die Fürbitte für die Niederländer, und das Verlangen der Abführung der Kriegsvölker wurde mit Bitterkeit beantwortet, und in Rücksicht der Zurückberufung des Herzogs von Alba wollte Philipp sogar eigennützigte Absichten bey Carl wittern, weil dieser unter andern

Gründen, die ihn dazu stimmen sollten, auch diesen anführte: daß bey der damaligen Lage und Stimmung der Niederländer eine Person von höherem Ansehen, als der Herzog sey, daselbst als Stadthalter erforderlich wäre. Phillipp folgerte daraus, ob schon sehr unrichtig, als sollte er einem Bruder des Kaisers bemeldte Stelle übertragen, wovon er aber für jetzt weit entfernt war. Als nun Carl sah, daß seine Sendung den erwünschten Erfolg nicht erreichte, verließ er den Madriderhof, nahm seinen Weg über Italien, und hinterbrachte seinem kaiserlichen Bruder die Nachricht von dem, was er bewirkt habe.

Der Erzherzog hatte bereits das dreißigste Jahr seines Alters angetreten, und noch war er ledigen Standes. Der Kaiser Maximilian, der ihn liebte, wollte jetzt für ihn nm eine ansehnliche Braut werden, und er heftete sein Augenmerk auf die Königin Elisabeth von England. Man fing an, sich mit ihr in Unterhandlungen hierüber einzulassen. Elisabeth verwarf den Antrag nicht. Ein englischer Gesandter, der Graf von Susses, erschien zu Grätz, und lud den Erzherzog ein, sich nach England zu begeben, und selbst mit der Königin sich zu unterreden. Carl war zu diesem bereit, allein Maximilian glaubte, es könne dieses noch immer geschehen, wenn vorher alle Punkte, die Heurath betreffend, berichtigt wären. Er wollte seinen Bruder nicht dem Verdrusse aussetzen, vielleicht von der Königin eine abschlägige Antwort zu erhalten; demnach hielt er ihn von der Reise ab, und Carl entschuldigte sich

in einem eigenhändigen Schreiben an die Königin über sein Ausbleiben. Hierauf erhielt er von ihr viele freundliche Worte zur Antwort; jedoch keinen bestimmten Bescheid, woraus er schliessen konnte, daß es der Königin nicht Ernst sey, und somit gab er seine Hoffnung auf sie auf, und verehrigte sich mit der Prinzessin Maria, Albrechts des Fünften, Herzogs in Bayern, Tochter. Flott, in seiner Jesuitengeschichte Oberdeutschlands schreibt: der Erzherzog habe darum in die Verbindung mit Elisabethen nicht gewilliget, weil sie ihm die freye Religionsübung nicht zugelassen wollte.

Bisher hatten ihm der Türkenkrieg, die Geschäfte, die er für seinen kaiserlichen Bruder besorgte, und seine Reisen nicht Zeit gegönnt, sich den Angelegenheiten seiner eigenen Länder besonders zu widmen. Jetzt aber, da er hinlängliche Muße gewann, waren jene sein Hauptaugenmerk. Drey Stücke beschäftigten ihn aber vor allen andern; die Aufrechthaltung der katholischen Religion, die Bestimmung gewisser Gränzen für die Befenner der neuen Lehre, und eine bessere Bildung der Jugend. Da sich um diese Zeit der Ruhm des neu entstandenen Jesuitenordens überall verbreitet hatte, und man sie für die fähigsten Männer zum Unterrichte der Jugend hielt, so glaubte auch Carl seinen Unterthanen keine grössere Wohlthat erweisen zu können, als wenn er den Vätern der Gesellschaft Jesu ihre Jugend anvertraute. Diesemnach lud er einige derselben nach Grätz ein; erbaute ihnen auf seine Kosten ein prächtiges Colle-

gium; wies ihnen reichliche Einkünfte zu ihrem Unterhalte an, und stiftete zugleich eine hohe Schule, worauf sie die theologischen und philosophischen Lehrfächer versehen sollten. Ein gleiches that er für sie zu Klagenfurt und Laibach. Auf diese Weise glaubte er für die Religion und die Jugend hinlänglich gesorgt zu haben. Nun ging er zur Einrichtung der Staatsverwaltung. Er bestellte einen geheimen Rath, eine innerösterreichische Regierung und Kammer; und einen besondern Hofkriegsrath; hierauf verbesserte er die Landrechte, führte eine bessere Gerichtsordnung ein; und gab für das allgemeine Beste viele neue sehr treffliche Gesetze. Um seine Unterthanen auch vor äussern Feinden Sicherheit zu verschaffen, und die Gränzen der Untersteiermark und Kärnthens vor den Einfällen und Streifereyen zu decken, besetzte er einen Theil Kroatiens, der ihm vom Kaiser war eingeräumt worden; er baute am Zusammenflusse der Kora und Culpa eine neue Stadt und Festung, die er Carlstadt nannte; setzte Warasdin in einen guten Vertheidigungsstand, umgab endlich Grätz, die Hauptstadt der Steyermark, mit Wällen und Mauern, besetzte das Bergschloß, verband es mit der Stadt, und machte das Ganze zu einer ansehnlichen Festung.

Da er noch mit diesen Einrichtungen zu thun hatte, ging Maximilian der Zweyte, aus dieser Welt, und Rudolph, der älteste seiner Söhne, wurde das Haupt des österreichischen Hauses. Fast um diese nämliche Zeit ging der Waffenstillstand mit der ottomannischen Pforte zu Ende, und jedermann erwartete

tete einen abermaligen Krieg mit ihr. Rudolph bestätigte sogleich unsern Erzherzog in der Stadthalter-
 schaft Illyriens, und legte ihm dadurch die Sorge
 auf, für die Erhaltung bemeldter Provinz zu wachen.
 Carl wollte daher nichts verabsäumen, und sich auf
 jeden Fall vorbereiten, welches um so nöthiger war,
 als sich schon einige türkische Streispartheyen an den
 innerösterreichischen Gränzen zeigten. Er fing dem-
 nach an, Truppen zu werben, und das nöthige Geld
 für den Kriegsaufwand zu suchen. Ein allgemeiner
 Landtag wurde nach Bruck an der Mur, einem artigen
 Städtchen der Obersteyermark, ausgeschrieben
 und gehalten. Er kam selbst dazu, und gab den
 versammelten Ständen folgende Punkte zu überlegen;
 Wie man auf alle mögliche Fälle sich wider die Tür-
 ken gefaßt halten, die Gränzen wider sie sichern, und
 woher man die hiezu nöthigen Gelder nehmen wolle?
 Allein, hier erging es ihm, wie den Kaisern auf den
 Reichstagen. Die evangelischen Stände wollten von
 der Gefahr ihres Vaterlandes nichts hören; sondern
 verlangten mit Ungestümme die freye Religionsübung.
 Carl bemühte sich, sie durch Gründe und milde Nach-
 giebigkeit auf die Pflichten, welche sie dem Vaterlande
 schuldig seyen, aufmerksam zu machen, und sie zu
 ihrer Erfüllung zu bereben. Jedoch seine Beredsam-
 keit fand keinen Eingang bey ihnen, und sie blieben
 taub gegen seine väterlichen Vorstellungen. Als er
 demnach auf diese Art nichts ausrichten konnte, ver-
 suchte er den Ernst, und sagte: „Ihr Herren seyd
 also so sehr für euer Gewissen besorgt, daß ihr das
 Meinige mit der größten Last, welche sich denken läßt

Geschweren wollet. Denket ihr denn nicht daran, daß ich zum Verräther an unserm Vaterlande, und an dem Glauben meiner, und eurer Väter und Vorfahren werden müßte, wenn ich euch die angesuchte Religionsfreyheit gestattete? Wie könnet ihr, ohne darüber zu erröthen, so etwas auch nur eurem Feinde zumuthen? Ich bin in der katholischen Religion von Jugend auf erzogen worden, in dieser lebten meine und eure Aeltern und Vorfahren glücklich; in dieser glaubte sich das ganze Volk seit tausend Jahren selig, in dieser will auch ich leben und sterben, und keine Gewalt auf Erden wird mich von diesem Entschlusse abwendig machen können. Verlanget daher nicht, daß ich euch erlaube, was ich nach meinem Gewissen nicht thun darf." Allein diese billige und gerechte Forderung des besten Fürsten fand abermals kein Gehör bey den Ständen der protestantischen Parthey; vielmehr fingen sie an, zu lärmern, von der Auflösung des Landtages zu sprechen, und einige derselben drohten mit Waffen und Gewalt; und der von ihnen aufgehekte Pöbel ihres Anhanges, sprach sogar von einem Abfalle zu den Türken. Carl, dem das Wohl des Vaterlandes, die Ruhe und Sicherheit all seiner Untertbanen über alles ging, die er aber ohne die thätige Hülfe aller Stände nicht erhalten konnte, sah sich endlich gedrungen, dem allgemeinen Besten ein Opfer zu bringen, und nachzugeben, und somit erlaubte er den protestantischen Ständen die freye Ausübung der augsburgischen Confession in den Städten Grätz und Judenburg in der Steyermark, Klagenfurt in Kärnthnen, und Laibach in Krain.

Jedoch wurden die ausdrücklichen Bedingungen beygefügt: daß sie diese Erlaubniß nicht weiter ausdehnen; den Katholiken nicht ferner beschwerlich fallen; einander nicht beschimpfen, und keinen Menschen zu ihrer Lehre bereden sollen; auch soll diese Freiheit weder den übrigen Städten oder Marktsteden, noch auch seinen Kammeralhererschaften zustehen. Hiemit befriedigten sich die protestantischen Stände auf einige Zeit, und bewilligten ihm eine ansehnliche Summe zum Türkenkriege, die er auch sogleich zur Ausrüstung eines Kriegsheeres anwandte. Bey der Erzählung der angeführten Thatsache sind die protestantischen Schriftsteller nicht einig. Einer derselben schreibt; der Erzherzog habe seinen protestantischen Ständen die Gewissensfreiheit um zwey Millionen Gulden verkauft; und so hätte er also nach diesem Schriftsteller aus Habsucht, nicht aber aus Drang der Zeitumstände, und in Rücksicht des Besten des Vaterlandes gehandelt. Allein, so dachte Carl nicht; er bewilligte nur, was er aus Nothwendigkeit der Umstände nicht wohl abschlagen konnte. Pusendorf erzählte hingegen: Maximilian habe den protestantischen Ständen Innerösterreichs ihre Religionsfreiheit durch ein ansehnliches Diplom zugesichert, nachdem sie ihm zwey Millionen Gulden unter dem Namen einer Steuer bezahlt hätten, und da Carl jenes habe zurückrufen wollen, hätten sie ihre freye Religionsübung neuerdings durch zwey Millionen erhandelt. Diese Verschiedenheit in der Erzählung der angeführten Schriftsteller zeigt schon an; daß hier keine Wahrheit sey. Die Unrichtigkeit fällt aber noch mehr auf,

wenn man weiß; daß nicht Maximilian, sondern Carl Herr und Regent Innerösterreichs war; daß jener ohne einen wesentlichen Eingriff in die Rechte seines Bruders zu machen, den Ständen jener Länder keine Religionsbuldung gestatten, und das folglich auch von keinem Widerruf des gegebenen Diploms die Rede seyn konnte. Maximilian ertheilte die Religionsfreyheit den österreichischen, und Carl den innerösterreichischen Ständen, beyde thaten es, weil sie nicht anders konnten, und beyde fügten ihrer gegebenen Erlaubniß gewisse einschränkende Bedingungen bey; daß es Carl sehr schwer fallen mußte, die Religionsbuldungsakte zu ertheilen, kann auch aus dem abgenommen werden, weil er dadurch einigermaßen seinen vorher den Protestanten öffentlich erklärten Gesinnungen selbst zu widersprechen genöthiget wurde; denn da sie ihn einst fragten, wie es käme, daß, da sein Vater, der Kaiser, den augsburgischen Confessionsverwandten die freye Religionsübung in Oestreich gestattet habe, er diesem nicht nachahme, und den steyermarkischen Protestanten nicht gleiche Gnade erweise? so antwortete er hierauf: Eurer Gattung Leute haben einst meinen Vater verführet! Ich bin durch das Beispiel meines Vaters, den es wegen eures Muthwillens seine Handlung oft gereuet hat, klüger geworden, und werde niemals etwas thun, so mich nachmals gereuen könnte.

Nachdem also Carl die innern Landesangelegenheiten berichtigt hatte, reiste er nach Kroatien, um auch dort die nöthigen Sicherheitsanstalten zu treffen.

fen, und da er daselbst damit fertig war, besuchte er den Kaiser Rudolph zu Prag, der ihn zu sehen wünschte, um sich über einige wichtige Gegenstände bey ihm Rath zu erholen. Die Entfernung des Landesfürsten wollten die protestantischen Stände benützen, um die Zahl ihrer Religionsgenossen zu vermehren, und die katholischen Bürger in den vier bemeldten Städten auf ihre Seite zu bringen. Ihrer Absicht zufolge, erbauten sie in der Nähe landesfürstlicher Städte und Flecken Kirchen, damit die Einwohner jener Orte gereizt werden möchten, ihren Gottesdienst zu besuchen. Dies war ihnen nicht genug, sie besetzten allmählig alle Aemter und Dienste der Landschaft mit ihren Religionsgenossen, und schlossen die Katholiken davon aus. Endlich kamen sie so weit, daß sie diese letztern sogar aller bürgerlichen Rechte und Vortheile berauben wollten, und die Handwerksjünfte machten unter sich einen Bund; daß kein Meister einen katholischen Gesellen länger als vierzehn Tage in Arbeit behalten, kein Katholik als Meister oder Bürger aufgenommen werden soll. Zu gleicher Zeit wurden die katholischen Pfarrer überall verdrängt, und ihre Pfründen protestantischen Lehrern übergeben. Das Maas der Ungerechtigkeit voll zu machen, überfiel der protestantische Pöbel die Katholiken an verschiedenen Orten bey ihrem Gottesdienste mit bloßen Säbeln und Gewehren, in den Kirchen; mißhandelte die katholischen Priester und Seelsorger auf offener Straße, wenn sie ihre Pflichten mit Ertheilung des letzten Abendmahles bey Kranken oder Sterbenden erfüllen wollten,

Die neuen Prediger sträubten sich öffentlich, die landesherrlichen Befehle zu erfüllen, predigten Ungehorsam aus Gewissenspflicht, wie sie sagten, weil man Gott mehr als den Menschen gehorchen müsse. Der Landesfürst wollte den neuen Kalender eingeführt wissen; allein die protestantischen Landstände aller drey Herzogthümer setzten sich dagegen, und die Pastoren in der Steyermark, wandten sich deswegen sogar an das Consistorium des Herzogs Ludwig zu Württemberg, und fragten sich an, ob sie hierinn ihrer rechtmäßigen Obrigkeit gehorchen sollen? Zum Glück war das Consistorium so bescheiden, und gab ihnen den Rath, den neuen Kalender anzunehmen.

Der gütige Fürst hatte geraume Zeit Nachsicht mit dem ungehorsamen Fördern, nachdem er aber sah, daß die katholische Lehre Gefahr laufe, in seinen Ländern gänzlich verdrängt, und ihre Befenner unterdrückt zu werden; so gab er den Klagen, Vorstellungen und bringenden Bitten der Katholiken Gehör, dem hereinbrechenden Uebel noch bey Zeiten Einhalt zu thun, und zu zeigen, daß er Landesherr sey. Er sieng daher damit an, daß er den geistlichen Ständen ihre mit Gewalt entrißnen Pfarren und Kirchen wieder einhändigte, und die ungehorsamen Prediger der augsburgischen Confession aus dem Lande wies, oder sie auch mit dem Kerker strafte, wenn sie das Volk aufwiegelten. Dieses erbitterte den Pöbel unter den Protestanten nicht wenig, und er beschimpfte, wo er konnte, die Mini-

ster des Landesfürsten, die Bischöfe von Szeckau und Gurk, die manchmal sogar in Lebensgefahr geriethen, und es hatte einst wenig gefehlet, daß Carl selbst angegriffen worden wäre. Er befand sich nämlich auf einer Jagd auffer Judenburg; plötzlich erhob sich ein Geschrey: „Der lutherische Prediger von Oberwels sey gefangen worden.“ Augenblicklich rottete sich ein Haufe wilder Bauern zusammen, versah sich mit Mordgewehren, eilte auf den Fürsten zu, umzingelte ihn, erfrechte sich sogar ihm Gewalt anzudrohen, wenn er nicht sogleich ihren Prediger auf freyen Fuß stellen würde; sie wichen auch nicht eher von ihm, als bis der Pastor persöhnlich erschien, und den rasenden Haufen zur Vernunft brachte. Carl war gütig genug, den Freblern dieses Vergehen nachzusehen. Indessen aber hatte ihn dieser Vorfall belehrt, was er in Zukunft von seiner Duldung und Nachsicht gegen die neuen Religionsbekenner zu erwarten habe; er dachte daher auch von dieser Zeit an, mit allem Ernste darauf, die ertheilte Freyheit wieder einzuschränken, und die Katholiken kräftigt bey ihren Gerechtsamen zu schützen.

Dieses wollte er, als ihn der Tod von dieser Welt wegnahm. Die Ursache hievon war, daß er schon einige Zeit her immer unpäßlich sich befand, welche Unpäßlichkeit durch den Verdruß vermehrt wurde, den ihm die Religionszänkereyen verursachten. Sowohl sein Gemüth von Sorgen zu erleichtern, als auch seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, begab er sich nach den Bädern zu Manners-

dorf in Oestreich. Allein er war nicht so glücklich, seine Bader zu vollenden. Ein Eilbothe brachte ihm, nach kurzer Zeit seines Aufenthalts in den Bädern, die höchst traurige Nachricht: Der unselige Religionszwist habe einen sehr gefährlichen Aufstand zu Grätz erregt, wobey das Jesuitenkollegium und das Rathhaus gestürmt; die in diesem, wegen erweckten Unruhen, gefangen gehaltenen Protestanten herausgenommen, und der Stadtrichter und Bürgermeister von den Protestanten mißhandelt worden seyen, alles gewinne das Ansehen zu einem blutigen Bürgerkriege, und einer allgemeinen Sährung. Der kranke Fürst hierüber äußerst in seinem Gemüthe betroffen, vergaß seine Gesundheitsumstände, und eilte mit Gattinn und Kindern nach der Steyermark zurück; verrichtete zu Mariazell eine kurze Andacht, und ließ sich von da in einer Sänfte nach Bruck an der Mur bringen, wo er sich auf das Wasser setzte, glücklich zu Grätz anlandete, aber schon am dritten Tage nach seiner Ankunft verschied. Niemals glänzte seine Tugend schöner, als in seiner Sterbestunde; er übertrug die heftigsten Schmerzen mit einem heitern Blicke; und weder seine um ihn jammernden Kinder, noch auch seine in gesegneten Leibesumständen an seiner Seite weinende Gattinn, konnten seine Seele trüben; er empfahl sie der ewigen Vorsicht, und bedauerte nichts so sehr, als daß er die katholische Religion nicht wieder vollkommen herstellen könne. Er hatte einen Monath und drey Tage über fünfzig Jahre gelebt, als er reich an Verdiensten hinüberwandelte, zu seinem Schöpfer. Sein Leich-

nam wurde nach dem Stifte Sckau übersübrt, und in dem von ihm daselbst zierlich erbauten Mausoläum beygesetzt.

Der Name und das Andenken dieses Fürsten ist bis auf heutigen Tag jedem biedern Steyermärker heilig und verehrungswürdig; denn ihm hat die Steyermark eine verbesserte Gesetzgebung, Cultur, und Veredlung der Jugend zu danken. Er hatte auch für den Unterricht der ihm anvertrauten Länder Bosnien, Croatien und Dalmatien gesorgt, und um den Bewohnern dieser Reiche gedruckte Bücher in ihrer Sprache zu verschaffen, zu Grätz auf seine Kosten eine illyrische Buchdruckerey angelegt. Die illyrischen Krieger besonders trauerten um ihn: denn er hatte sie vorzüglich geliebt, sich gegen sie freygebig erwiesen, und ihnen zur bestimmten Zeit ihre Löhnung verabfolgen lassen; damit er durch ihre Hilfe und ihren Beystand die Gränzen seiner Länder schützen, und seinen Unterthanen Ruhe und Sicherheit vor den Türken verschaffen möchte.

Aufgeklärt und duldenß, wie sein Bruder Maximilian, wollte er die Religionspartheyen in Harmonie bringen und erhalten, ärtete aber dafür, so wie jener, nur Un dank von denen, die er begünstigte, und machte die andern mißmuthig, welche durch seine Dulbung in dem althergebrachten Glaubenssysteme gestöhret worden zu seyn, wähten. Gut und tugendhaft, wie sein Vater, fühlte er kein anderes Vergnügen, als im Wohlthun. Er perpinigte auf

seinem Throne die Gerechtigkeit mit Milde, und vergaß weit lieber Beleidigungen, als daß er sie ahndete. Streng war er gegen sich selbst; aber höchst nachsichtig gegen die Fehltritte anderer; nach dem Beyspiele seines Vaters lebte er mit Mäßigkeit und Simplicität. Behend im Reden und Schreiben; schnell im Entschlusse, aber sehr vorsichtig in der Ausführung; unverbrossen in Geschäften; Kenner und Freund der Wissenschaften, und mehrerer Sprachen kundig, und geschickt in ritterlichen Uebungen jeder Art. Seine Größe war mittelmäßig; sein Angesicht gut gefärbt und holdselig; blond sein Haar, offen und heiter die Stirn! freundlich und liebreich sein Blick. Seinen Kindern war er ein sorgfältiger Vater; seiner Gattin ein zärtlicher Gemahl; seinen Brüdern ein wahrer Freund; und seinen Unterthanen ein wohlthätiger Fürst; geliebt von allen Rechtschaffenen, und nur gefürchtet vom Bösewichte.

Carl hatte ein fruchtbares Ehebett; sechs Söhne und neun Töchter entsprossen aus seinen Lenden, wobon nur drey, Ferdinand, Carl und Elisabeth vor ihm aus dieser Welt abgingen. Anna und Constantia wurden Königinnen von Pohlen durch Siegmunds des Dritten Hand. Maria Margaretha wurde die Gemahlinn Philipps des Dritten von Spanien, mit welchem schon vorher Gregoria versprochen war, aber als Braut starb; Maria Christiana war Gattinn des Siegmund Bothori, Großfürsten von Siebenbürgen; Maria Magdalena erhielt zum Gemahl Casmus den Zweyten, Großherzog zu Florenz, Eleonore

begab sich ins Kloster, und Katharina verblühte im
 achtzehnten Jahre ihres Alters zu Gräs, ohne eine
 Bestimmung zu haben.

Ferdinand I.

Fürst Herzog Philipp war bereits zum König von Cas-
 tilien ernannt, als er diesen Prinzen mit der spani-
 schen Erbprinzessin Donna Johanna erzeugte. Sie
 gebar ihn zu Alcal in Spanien den 10ten März 1503,
 und soll, wie einige berichten, durch die Folgen seiner
 Geburt an ihrem Verstande Schaden gelitten haben,
 und in eine Art von Blödsinnigkeit verfallen seyn.
 Der König Don Ferdinand von Arragonien, sein
 mütterlicher Großvater vertratt bey seiner Taufe
 die Patherstelle, und legte ihm seinen Nahmen bey.
 Er führte auch über ihn die Vormundschaft, nach-
 dem sich der Kaiser Maximilian mit ihm hierüber
 verglichen hatte. Die ersten Jahre seines Lebens
 brachte Ferdinand zu Simancas zu, wo er unter
 der Aufsicht seines Obersthofmeisters Don Pedro
 Nuguez de Guzman von dem gelehrten Alvaro

Osorio sowohl in den Grundsätzen der Religion, als auch in den Wissenschaften unterrichtet wurde. Er blieb bis zum Tode seines mütterlichen Großvaters baselbst, und erreichte bereits das Alter von dreizehn Jahren. Man besürchtete nun einige Unruhen, und führte ihn nach Valladolid, wo man ihn in den St. Georgen-Kollegium, wie in eine Festung einschloß, und bewachte; denn man war für seine Person sehr besorgt, weil er der Liebling des Königs seines Großvaters gewesen war, und auch von den vornehmsten Castilianischen Großen geliebt, und geschätzt wurde. Candoval hat uns das Bild dieses Prinzen nach Osorio, wie folgt, entworfen. Der Infant Don Ferdinand war von einer anmuthvollen Bildung, weiß und schön gefärbt, hatte einen wohlgebauten Körper, aufgeworfene Lippen, ein volles Angesicht, eine kleine wohlgemachte Nase, große und schöne Augen, sehr blonde Haare, und eine so reizende anzügliche Miene, daß sie jederman einnahm. Er war weit sinnreicher, als die Kinder seines Alters, und besaß ein ungemein vortrefliches Gedächtniß. Mit neun Jahren war er schon fähig, Rath anzunehmen, und auch zu geben. Er war sehr duldsam, und nachsichtig, hatte Hang zum Kriege, und zur Jagd, liebte von Natur aus die Gerechtigkeit und Tugend solchergestalt, daß, wenn er mit andern Kindern spielte, und diese aus Ehrfurcht gegen ihn es darauf anlegten, ihn gewinnen zu lassen, er es niemals zugab, wenn es wider Spielregeln war; denn er wollte alles mit Recht. Er war nicht sehr freigebig, weil er in diesen und allen andern Dingen, und in Ge-

bärden und Gang eine Aehnlichkeit mit seinem Großvater dem Könige Ferdinand hatte, weswegen ihn auch dieser so sehr liebte, wie schon gesagt worden ist. Nebst diesen war er ein Freund von mancherley Handarbeiten und Künsten, als Mahlen, Bildhauen, und vorzüglich der Metallgießerey; er hatte auch gerne mit Artillerie, Pulver, und Schiessen zu thun. Das Lesen von Geschichten und die Erzählung von Heldenthaten vergnügte ihn, und er drückte sie seinem Gedächtniße fest ein. Er war sehr kühn, und kannte bey nahe keine Furcht. Wenn er fiel oder sich verwundete, so jammerte und klagte er nicht, wie andere Kinder, sondern dünkte sich vielmehr groß mit seinen Leiden. Er aß viel, hörte gerne Schalksnarren an, und fand Vergnügen am Anblicke verschiedener Vögel, und im Besitze wilder Thiere. Er war nicht stark, sondern vielmehr zärtlich. Er sagte noch als ein Kind von fünf bis neun Jahren so scharfsinnige, überdachte und kluge Reden, daß sich jedermann darüber verwunderte; obschon er als herangereifter Mann sich nicht so zeigte. Weil Ferdinand seinem Großvater wegen der großen Aehnlichkeit in Geberden und Sitten sehr lieb war, so ernannte ihn dieser in einem Testamente, das er zu Burgoß machte, zum Reichsverweser, wenn er dereinst mit Tod abgehen sollte. Allein, als er zum Sterben kam, überredeten ihn seine geheime Räche, besonders Don Capata, und Carbajal, diese Ernennung Ferdinands zum Reichsverweser in seinem letzten Willen zu widerrufen, indem sie ihm vorstellten, der Prinz sey noch zu jung, bedürfe selbst noch der Leitung, die Casti-

lianer seyen hochsinnige, und unruhige Köpfe, die einen Mann zum einstweiligen Regenten nöthig hätten, bis der rechtmäßige König Carl ankommen würde. Ungern entschloß sich der König zum Wiederrufe, und fragte sie, was dann mit dem Prinzen geschehen sollte? sie gaben ihm den Rath demselben ein jährliches Einkommen auf das Königreich Neapel anzuweisen. Dieses that er, und gab den Befehl, daß seinem Lieblinge jährlich fünfzigtausend Dukaten aus jenem Reiche sollten bezahlt werden; das Reichsstaatsruder aber sollte einstweilen der Cardinal, und Erzbischoff von Toledo Ximenes führen.

Der König starb, und Ferdinand, welcher von der Willensänderung desselben nichts wußte, hielt sich für den Reichsregenten; erließ auch in dieser Absicht einige Schreiben an die Kanzleyen, in welchen er sich el Infante unterschrieb. Dieses verdroß einige Beamte, und Don Lorenzo Galindez verwies es dem Sekretair desselben, indem er sagte; sie hätten keinen König außer dem Kaiser, und jener Titel gehöre nur dem Souverain des Landes zu. Diese Rede wurde von einigen Spaniern sehr gepriesen, und sie legten sie, wie eine Weissagung aus, weil Carl ihr König, auch römischer Kaiser geworden war.

Nach der Verordnung des verstorbenen Königs war also Ximenes Reichsverweser; aber Adrian der gewesene Lehrmeister, und Bevollmächtigte Carls in Spanien, machte gleichfalls Anspruch darauf. Dies veranlaßte eine Trennung zwischen den Gliedern des

Staatsrathes zu Guadeloupe, und die Folge war, daß der Infant Ferdinand nun nach Madrid kam. Seine Freunde, deren er sehr viel hatte, und auch andere, die ihr Vaterland liebten, oder sonst eigennützigte Absichten hatten, ergriffen nun jede Gelegenheit, dem Prinzen Lobreden zu halten; sein Genie, und seine Gemüthsgaben überall herauszustreichen, ihn den Spaniern zu empfehlen, weil er nach spanischen Sitten und Grundsätzen erzogen; von seiner Geburtsstunde an immer in Spanien gelebt habe, und demnach ein Spanier dem Herze, und Geiste nach seye, es wäre hart, einen Fürsten als König anzunehmen, der weder bey ihnen geboren, oder erzogen, noch auch jemals im Lande gesehen worden, und dem die Landesart, Gewohnheiten, und Geseze des Reichs gänzlich unbekannt seyn.

Durch diese, und dergleichen Reden schienen sie zu verrathen, daß sie dem Prinzen Spaniens Krone gerne verschaffen möchten; sie suchten auch diesen nach ihren Absichten zu lenken, und es scheint, daß sie auf sein junges Gemüth einen starken Eindruck müssen gemacht haben; dann er wurde tiefsinnig, und endlich ganz schwermüthig. Um sich aufzuheitern, gieng er fast immer auf die Jagd. Da er nun am 8ten Juny 1516, den Berg Parbo bey Madrid durchstreifte, um Wild aufzuspüren, kam ihm plötzlich ein Einsiedler von einer sehr fremden Gestalt und Kleidung entgegen; er schien große Heiligkeit und Buße in seinen Zügen anzudeuten. Dieser sprach zu ihm: „Er werde König von Castilien wer-

den, er soll daran nicht zweifeln, und sein Vorhaben nicht aufgeben, denn dieses sey der Wille Gottes." Mit diesen gieng der Einsiedler über den Berg, ohne jemals wieder gesehen zu werden. Der gutmüthige Mönch, und Geschichtschreiber Sandoval fügt dieser Geschichte noch bey. Niemand habe erfahren, wer dieser Einsiedler gewesen, es möge wohl ein böser Geist gewesen seyn, welcher gesucht habe, das Reich zu zerrütten. Allein wenn der fromme Geschichtschreiber ein wenig über die Erscheinung dieses Einsiedlers nachgedacht hätte, so würde er sich dieselbe ganz natürlich aus den Umständen haben erklären können, ohne einen bösen Dämon dabey zu vermuthen. Die Freunde Ferdinands wünschten ihn zu einem Entschluß zu bringen; sie wußten, daß er mißvergnügt war, weil man ihm die Stadthalterschaft, und noch andere Dinge mehr, die ihm sein Großvater im ersten Testament zugeschrieben hatte, wiederum weggenommen, sie wußten, daß er aber auch fromm war, und seiner Pflicht nicht untreu werden wollte; daher verkleideten sie einen ihres Mittels, und der sollte den jungen Fürsten durch einen außerordentlichen Weg bestimmen, das Reich zu suchen.

Timenes der Cardinal, dessen Scharfblick nichts von allem, was geschah, entgieng, und der selbst den Großen Spaniens verhaßt war, weil sie in ihm den großen Mann von Verdienst und Talenten sahen, befürchtete ernstliche Folgen für den Staat. Er berichtete alles an Carln, nach den Niederlanden,

und plötzlich kam von dort der Befehl, die ganze Dienerschaft Ferdinands abzudanken, den Obersthofmeister Nuguez de Guzmann, wie auch den Lehrer Osorio in Ruhestand zu setzen, und die Stelle des ersten dem Marquis de Aquilar, auch wider den Willen des Infanten, zu übertragen. Diese Veränderung schmerzte den jungen Fürsten ungemein. Er ersuchte den Kardinal, ihm zu helfen, oder ihm zu melden, was er in diesen Fall für ihn zu thun gedente. Der Kardinal gab zur Antwort: er könne ihm mit nichts andern beystehen, als den Befehl des Königs zu vollziehen, und er müsse als ein tugendhafter Bruder diesen Befehl für gut halten. Dieses verursachte, daß Ferdinand auf den Kardinal ungehalten wurde, mit dem er vorher gut Freund war, und manches in der Regierungskunst von ihm erlernt hatte.

Ferdinand begab sich nach Aranda de Duero, als Karl nach Spanien kam, ohne ihm entgegen zu eilen. Beyde Brüder schienen einander abgeneigt, weil jedoch Carl immer noch besorgte, daß er das Reich, so lange Ferdinand darinn sich aufhalte, nicht sicher und ruhig möchte besitzen können, so entschloß er sich, ihn baldmöglichst daraus zu entfernen. Diesem Zwecke gemäß, besuchte er ihn zu Aranda, und verweilte sich da einige Tage, um ihn zur Abreise zu bereeden. Ferdinand, nichts weniger als herrschsüchtig, bequeme sich dazu. Allein man wünschte, seiner auf das geschwindeste entledigt zu werden, weil man sich immer mit dem Traumbild beschäftigte,

es könnte ihm die Lust anwandeln, Theil an der Regierung haben zu wollen. Der bey Karl'n alles vermögende Herzog von Kroy (nach dem spanischen Xeu'es genannt) übernahm es, ihn zur Abreise so geschwind als möglich, zu nöthigen, indem er denselben anhielt, seinem Bruder, dem König Carl, das Handwasser nach der Tafel zu reichen, und an der Tafel selbst, zwischen den Ministern zu sitzen. Carl schien ihn zu bedauern; Allein er änderte doch an den Anstalten seines Ministers nichts.

In dem fünfzehnten Jahre reiste Ferdinand nach den Niederlanden ab, wo er so lange verblieb, bis Carl zur Kaiserkrönung nach Deutschland kam, und ihn mit nach Aachen nahm. Carl, welcher wegen der Angelegenheiten seiner spanischen Länder nicht immer in Deutschland bleiben konnte, ernannte unsern Erzherzog zum deutschen Reichsverweser, und überließ ihm auch Oesterreich sammt allen dabon abhängenden deutschen Provinzen mit Ausnahme der Vorlande, und des Elsaßes. Da schon Maximilian, sein Großvater, ihm die hungarische Prinzessin Anna zur Gemahlinn bestimmt hatte, so reiste er nach Linz, und feierte daselbst seine Hochzeit mit ihr. Von da aus kam er nach Grätz, und nahm die Huldigung der innerösterreichischen Länder vor. Er wollte hierauf nach Wien, aber ein plötzlicher Einfall der Türken in Kärnth'n unterbrach sein Vornehmen, er mußte noch einmal nach den Niederlanden, um von Carl Beystand wider jene zu erbitten. Daher konnte er auch in der Regierung seiner erhaltenen Länder

nichts unternehmen; sondern er verschob alles bis zu seiner Zurückkunft. Nach dieser war es seine erste Sorge, den in Oesterreich entstandenen Unruhen abzuhelfen, welche schon seit dem Absterben Maximilians gedauert hatten. Dieser Monarch hatte in seinen letzten Willen verordnet; daß alle Stadthalter und Staatsbeamte in ihren Aemtern bleiben, und die Regierungsgeschäfte so lange besorgen sollten, bis einer seiner Enkel nach Deutschland käme, und die Regierung selbst übernehmen würde. Die Stände, und die Bürger in Wien theilten sich in Faktionen, und eine wollte sich an die Anordnung Maximilians halten; die andere hingegen sie umstoßen, und nach ihrem Eigendünkel eine Staatsverwaltung einführen. Diese letztere behielt die Oberhand. Auf ihr Betreiben wurde ein Ausschuss von sechzehn Personen aus den drey Ständen zusammengesetzt, der Regierung bis zur Ankunft eines Monarchen vorzustehen. Dieser Ausschuss bestand aus unruhigen, herrschsüchtigen Köpfen, die es bald so weit brachten, daß die alten Staatsdiener entweder abgesetzt wurden, oder aus Liebe zur Ruhe ihre bekleideten Aemter selbst niederlegten. Dabey blieb es nicht, sondern Johann von Pucham, Martin Kopin, ein abgesetzter Richter, und Rinnee, ein Garber, rissen alle Geschäfte an sich, bildeten ein Triumvirat, schalteten nach Willkühr mit denen Saateinkünften, schöpften sich eigenmächtig ihren Gehalt, prägten Münzen, und behandelten alle, die nicht ihres Gelichters waren, nach Despoten Art. Zwey Jahre lang dauerte dieser Unfug, und Karls Abmahnungsschreiben blieben ohne

Wirkung, und als Ferdinand das erste Mal in Oesterreichs Ländern erschien, schlugen sie ihm die angesuchten Hilfgelder wider die Türken ab, und forderten sogar Gerechtigkeit von ihm wider alten Regenten. Gerechtigkeit sollte ihnen jetzt zu Theil werden.

Nun kam Ferdinand nach wienerisch Neustadt. Hier hatte er die Abgeordneten der gesammten Stände der Ober- und Niederösterreichs beschieden, um mit ihnen sowohl wegen der Türkenhilfe, als anderer wichtigen Gegenstände sich zu berathschlagen. Wegen des ersten Geschäftes waren dafelbst Abgesandte aus dem Reich; aus Hungarn, und Pohlen eingetroffen. Es war der achte des Heumonats im Jahr eintausend fünf hundred und zwey und zwanzig, welchen Ferdinand zum grossen Gerichtstage der Unruhstifter bestimmte. Um dabey ganz ohne Partheylichkeit vorzugehen, erbat er sich lauter ausländische Herren und Rechtsgelehrte zu Richtern, und beschloß in eigener Person vor allem Volke auf dem öffentlichen Marktplatz zu Gerichte zu sitzen. Unter dem freyen Himmel wurde daher sein Thron aufgeschlagen, und ein goldener Armfessel darauf gestellet, zu seiner Rechten und Linken die Stühle der Richter gereihet. Das Gericht wurde eröffnet, alle gebetteten Richter schwuren vor allem Volke laut: recht zu sprechen nach Pflicht, Gewissen, und dem Gesetze. Keberlich war dieser Anblick des ersten Gerichtes; tiefes Schweigen herrschte bey der zuschauenden Menge. Die beklagten Landes-Regenten und ihre Kläger die Neuerer traten

traten auf, und verhandelten ihre Anbringen, Klagen und wechselseitigen Beschuldigungen laut und öffentlich. Nicht auf einmal konnte alles erhoben, und erörtert werden. Es wurden vier Sitzungen gehalten, und nachdem man alles erschöpft zu haben glaubte, was zum Ausspruche eines gerechten Urtheils nothwendig ist, so ergieng nach einer reifen Berathschlagung das Urtheil, und wurde laut verlesen: „Dem verblendeten, und irre geführten Volke sey vollkommene Verzeihung ertheilet; der von Pucham Eyzinger und Rinnee, und die übrigen Räbelsührer sollen enthauptet, Gamp, der Faktion Advokat und Rathgeber auf drey Jahre des Landes verwiesen werden, diejenigen aber, welche die Münzen geprägt, sollen ihre Freyheiten verlieren.“ Nach abgelesenen Urtheile blieb Ferdinand noch eine Zeitlang sitzen; sah mitleidig auf die Verurtheilten herab, in der Erwartung, daß sie um Gnade stehen würden. Aber keiner derselben that es, also verließ er den Richterstuhl, und begab sich in seine Burg, die Schuldigen wurden hierauf ergriffen; ins Gefängniß geführt, und in ein paar Tagen das Urtheil an ihnen vollzogen. Jedermann pries die Gerechtigkeit und Milde des neuen Fürsten, der durch die Bestrafung weniger, die bürgerliche Ordnung, und innere Sicherheit wieder hergestellet hatte.

Er kam im nächsten Jahre nach Tyrol, und ordnete eine neue Regierung an, er verfuhr aber auch so streng gegen die Wiedertäufer in Tyrol, daß hierüber eine so fürchterliche Gährung entstand, daß er

sich selbst zu Inspruck nicht sicher glaubte, und sich um fremde Kriegsvölker zu seinen Schuß umschah. Um aber diese bezahlen zu können, erhob er aus Managel am baaren Gelde von einigen Pfarren, Propsteyen, und Stiftern den Kirchenschah, jedoch mit dem Versprechen, ihn wieder zu ersetzen. Das Gerücht von Einführung fremder Truppen machte das Uebel ärger, beynah die gesammte Land gerieth in Aufruhr, und den bekümmerten Fürsten übrigte nun kein anders Mittel, als in größter Geschwindigkeit einen allgemeinen Landtag anzufagen, und sein Vorhaben aufzugeben. Da es in Tyrol Herkommens ist, daß auch die Bauern bey den Landtügen zu erscheinen, berechtiget sind, so ertheilte er ihren Abgeordneten sicheres Geleit. Sie stellten sich richtig beym Landtage ein, und bewirkten so viel, daß allen insgesammt Verzeihung gewähret, und eine neue Landordnung aufgerichtet wurde, welche das fünf und zwanzigjährige Landlibell genannt wurde, weil es auf so lange Zeit in Giltigkeit bleiben sollte. Aber schon im siebenten Jahre darnach wurde es wieder aufgehoben, weil es den Gerechtsamen der übrigen Stände zu sehr nachtheilig war. Nachdem der Landtag den Frieden hergestellet hatte, erhob sich ein Streit zwischen dem Etschlande, und der Stadt Trient, wegen Einführung der Weine. Die Etschländer bedrohten die Stadt zu belagern, und sie zu zerstöhren, allein Ferdinand nahm diese in Schuß, und sicherte sie dadurch vor aller Gewalt.

Es eröffnete sich nicht lange hierauf für ihn ein

weites Feld, wo er sowohl seinen Muth, als auch seine Regentenklugheit ganz vorzüglich zeigen konnte. Der König von Hungarn, und Böhmen, Ludwig der Zweyte, sein Schwager, verlor in der unglücklichen Schlacht bey Mocharz wider die Türken sein junges Leben. Beyde Reiche waren also ohne Oberhaupt; denn Ludwig hatte keine Kinder. Nach den Erbfolgsverträgen zwischen Oesterreich und erstgemeldeten Reichen gehörten beyde Kronen unstreitig dem Erzherzoge Ferdinand. Jedoch der Ehrgeiz des Woywoden von Siebenbürgen, Grafen von Zips, Johann Zapolya, der sich schon als hungarischer König ansah, die Thätigkeit und Beredsamkeit seines Klienten, des unruhigen Stephan Terböz, und noch mehrere Nebenumstände machten ihm sein ungezweifelttes Recht streitig.

Die Ränke des Terböz, die Schmeicheleien und grossen Versprechungen des Woywoden, der mit seinem Heere bis nach Tokay vorgeückt war, brachten es dahin, daß der Woywode an eben diesem Orte zum hungarischen König ausgerufen wurde, worauf er seinen Zug nach Ofen nahm, die Stadt und Festung mit einer Besatzung versah, und dann nach Stuhlweissenburg zur Krönung eilte, die auch hier vollzogen wurde. Von hier gieng er wieder nach Ofen zurück; daselbst kam Rinko, ein treuloser Spanier, als Abgesandter des Königs Franz des Ersten, von Frankreich mit einem Schreiben an die ganze hungarische Nation, und mehrere an einzelne Große des Reichs zu ihm; der französische König bezeugte

hierin sein Beyleid über das unglückliche Schicksal des Königs Ludwig, und zugleich, daß es ihm ein herrlicher Trost sey, daß die Nation einen so wackern Mann, wie Johann, zum König gewählt habe. Er ermahne sie daher, daß sie lieber in Ruhe diesem, als durch Uneinigkeit einem fremden und unbekanntem gehorchen möchten. Johann werde sie durch seine Gegenwart mit Wohlthaten überhäufen, die Abwesenheit des Fremden sie seinen Ministern zur Beute lassen. Es wurde ein Bündnis zwischen Johann und dem König von Frankreich beschloffen, in welchen auch der Pabst Clemens der Siebente, und die Republiken Venedig und Florenz begriffen waren. Dieses Bündnis wurde von Verbös allgemein kund gemacht, damit dadurch die Gemüther der Nation wider Ferdinand eingenommen, und ihm der Szepter entriffen werden möchte.

Diese Absicht wurde aber nicht erreicht. Die vermittwete Königin Maria, und der Palatin Stephan Bathori veranlachten einen Landtag zu Preßburg, wohin die ansehnlichsten Männer des Reichs, die Abgesandten mehrerer königlichen Städte, und sehr viele Edelente sich versügten, und unter allgemeinen Freudenruf Ferdinandem zum König ausriefen, zugleich auch die Wahl Johannes als ungültig verwarfen, weil sie wider die Reichsgelese sey unternommen worden, indem vorzüglich dem Palatin das Recht zukomme, die Reichsstände zusammen zu rufen, und die erste und hauptfächlichste Stimme zu geben. Von dieser Wahl benachrichtigten die Königin und

der Palatin den Neugewählten, und brangen darauf, sich ungesäumt mit einer Armee in Hungarn einzustellen, seine Rechte zu behaupten, und seinen Segner nicht Zeit zu lassen, sich fest zu setzen.

Ferdinand antwortete ihnen: er habe seiner Rechte nicht vergessen; sey aber nur dadurch gehindert worden, in Hungarn zu erscheinen, weil ihm und seiner Gemahlinn die Böhmen ihr Reich übertragen, sobald er daselbst gekrönt sey, und alles richtig gemacht haben würde, wolle er unerbüßlich mit einem Heere bey ihnen eintreffen, und sich so benehmen, daß er nichts vernachlässige von allen dem, womit er ihnen seine Erkenntlichkeit bezeugen könne. Er both der Nation für ihre besondere Treue seine Huld und Wohlgewogenheit an, und hielt auch redlich Wort.

Aus Böhmen, Schlessien, Oesterreich und den Inländern und Schwaben zog er schleunig ein Kriegsheer zusammen, brach nach Hungarn auf, und als er an die Gränze kam, bewillkomnten ihn der Palatin, und viele Edle des Reichs; er legte den Eid ab, ihre Rechte und Freyheiten aufrecht zu erhalten, und hierauf vereinigten sich die Truppen des Palatins, und anderer Magnaten mit den Seinigen. Sie ruckten nun langsam vor, und kamen bis hungarisch Altenburg, das sich sogleich ergab. Hier wurde Rath gehalten, und überlegt, ob er daselbst mit einer Abtheilung seiner Armee bleiben, und den Erfolg der Kriegsoperationen seiner Feldherren abwarten, oder ob er sogleich mit dem ganzen Kriegs-

Heere ferner vorbringen soll? Die Deutschen und Böhmen stimmten für die erste, die Ungarn für die letzte Meinung. Nach reifer Ueberlegung trat Ferdinand den Ungarn bey, und zwar bewog ihn hierzu diese eben eingetroffene Nachricht von der Geburt eines Prinzen, von dem seine Gattin glücklich war entbunden worden. Seine Staaten hatten also einen Herrn, wenn er auch im Feldzuge umkommen sollte. Also brach die Armee auf. Ferdinand nahm im Vorbeyziehen Raab weg, Comorn ergab sich nach einigen Kanonenschüssen, so that es auch Gran, und Wissegrad. Die Flotille auf der Donau unterwarf sich ihm gleichfalls, und so kam er ohne blutige Gefechte vor Ofen an, aus welcher Stadt sich Johann von Zapolya eiligst geflüchtet, und über die Theiß begeben hatte. Ferdinand lagerte sich, und wartete, um zu sehen, ob nicht etwa eine feindliche Armee ihm entgegen ziehen würde; da sich aber von keiner Seite her ein Feind zeigte, hielt er einen feyerlichen Einzug in die Stadt; schrieb einen Reichstag aus, und befahl dem Grafen Niklas von Salm, dem flüchtigen Feinde nachzusetzen, von welchem jetzt einige streifende Partheyen im Vorschein kamen. Salm traf ihn an, überfiel und schlug ihn aus dem Felde. Er sandte einen Eilbothen des Grafen von Thurn mit der Nachricht seines Sieges eilends an ihn wieder zurück, aber Rabasdy fieng den Bothen zu Pest auf, und führte ihn vor den König, dieser fragte ihn, ob alles gut stehe? allein der Bothe antwortete nicht. Man fragte ihn um die Ursache seines Schweigens, und er erwiederte: er habe seinem Herrn

eidlich versprochen, keinem Menschen etwas Neues zu sagen, bis er zu Ofen bey ihm angekommen seyn würde; er werde auch Niemanden die Briefe überreichen, außer man würde ihm Gewalt anthun. Die Treue und Staudhaftigkeit dieses Menschen bewogen den König ihn alsogleich zu seinem Herrn abgehen zu lassen; ohne dessen Brieffschaften zu untersuchen; auch nahm er es nicht übel, daß ein anderer eher, als er selbst, Nachricht von den neuesten Kriegsbegebenheiten erhielt. Gewiß ein schönes Beyspiel der Mäßigung seiner Neugierde; besonders da er in bangen Erwartung wichtiger Ereignisse stand, von welchen einigermassen sein Schicksal abhieng. Er hätte das bey dem Silbothen gefundene Brieffpaket eröffnen können; wenn er Gewalt gebraucht hätte; weil er wohl vermuthen konnte, daß auch ein Bericht des Salmis an ihn darinn enthalten seyn müsse, wie es auch war, und den ihm nun Turzo schnell überbrachte; worauf er einen feyerlichen Lobgesang anstimmen ließ, und dem Herrn der Kriegsschaaren für den verlihenen Sieg dankte.

Die Zeit war indessen zu dem bestimmten Reichstage herangekommen. Die Stände des Reiches fanden sich in zahlreicher Menge ein; denn beynah alle verließen des Johannes Parthey. Alles gieng hier nach Wunsche; die zu Preßburg geschehene Wahl wurde von allen besätiget; Johann und seine Anhänger für Reichsfeinde erklärt, wenn sie nicht in einer gewissen, ihnen anberaumten Zeit die Waffen niederlegen, und sich dem Könige Ferdinand unterwerfen

würden. Auch die Siebenbürger, und die Nation der Sedler wurden zum Gehorsame aufgefordert, widrigenfalls sie feindlich behandelt werden sollen. Endlich bewilligten die Stände eine allgemeine Kopfsteuer durch das ganze Reich, welche aber zu den künftigen Kriegsereignissen sollte verwendet werden. Johann ließ in Ofen durch seine Vertrauten öffentliche Schmähkarten wider Ferdinand an den Kirchenthüren anschlagen; aber dieser verachtete diesen niederigen Kunstgriff seines Segners, und würdigte sie keiner Widerlegung. Bevor er Ofen verließ, stiftete er ein Denkmal seiner Menschenliebe, ein Spital zum Besten der frankten Soldaten. Dieses mußte mit allem Nöthigen zur Genüge versehen werden, und er setzte den berühmten Johann Faber, den Leichenredner Maximilians zum Oberaufseher desselben. Fabers Sorgfalt und Thätigkeit rettete viele vom Tode, die sonst gewiß diesem hätten unterliegen müssen. Da durch die Reichsversammlung der Krönungstag Ferdinands festgesetzt worden war, und dieser sich näherte, reiste er jetzt nach Stuhlweissenburg, und wurde mit größter Pracht als hungarischer König gekrönt. Auch hier dachte er auf des Reichs Beste; berathschlagte sich mit einigen Magnaten, was er wohl zur allgemeinen Wohlfahrt besonders thun könne; er besetzte die Ehrenstellen des Reiches mit verdienstvollen Männern, hielt den unglücklichen König Ludwig ein stattliches Leichenbegängniß, gieng sodann auf einige Zeit nach Gran, weil in Ofen eine gräßliche Pest eingerissen war. Da er voraus sehen konnte, daß bey den Unruhen

in Hungarn der Türk nicht säumen werde, sich ins Spiel zu mischen, um seine Eroberungen weiter auszudehnen; hielt er noch einen Reichstag vor seiner Abreise; schrieb auf diesen alle Maafregeln vor, welche bey einem Einfalle des Erbfeindes zu befolgen am tauglichsten schienen, und kehrte hierauf nach Wien zurück. Er hatte in dieser kurzen Zeit vieles gewirket, da er seinen Nebenbuhler verdrängt; den Thron Hungarns, und die Zuneigung des größten Theils der Nation sich erworben, und auch nützliche Gesetze gegeben hatte.

Er begab sich von Wien nach Mähren, hielt auch hier zu Znaym einen Landtag, und warb um Beystand wider die Türken. Von Znaym reiste er nach Prag, um auch da alles zu veranstalten, was sowohl zur Sicherheit des Reiches, als seiner Krone erforderlich war. Die Böhmen hatten ihn zwar ohne Widerstand als ihren gesetzmässigen König angenommen, aber dessen ohngeachtet gab es doch einige unter ihnen, welche zweydeutige Gesinnungen gegen ihn verriethen, und unter der Hand den Johann Zapolya begünstigten; ja einige waren diesem sogar zu Hilfe gezogen. Der Entzweck seiner böhmischen Reise war ebenfalls, die Böhmen wider die Türken um Hilfe anzusuchen, nebstbey aber die Regierung anzuordnen, das verfallene Münzwesen einzurichten, die von den vorigen Königen verpfändeten Herrschaften und Schlösser, welche Kronüter waren, wieder einzulösen, und auch die Einigkeit zwischen der zwistigen Prager-Bürgerschaft herzustellen. Alles, außer dem

Münzgeschäfte kam zu Stande. Seine Gegenwart veranlaßte auch Staatsverhandlungen mit auswärtigen Fürsten. Es erschien der Markgraf Georg von Brandenburg, und machte Anspruch auf das Herzogthum Oppeln, weil es ihm von den Königen Uladislauß, und Ludwig sey geschenkt worden. Ihm aber widersprachen die Stände Böhmens, und zwar aus dem staatsrechtlichen Grunde; daß die Könige ohne ihre Einstimmung, und wider die Reichsgrundsätze nicht ein Schloß, vielweniger aber ein so ansehnliches Fürstenthum verschenken, und heräußern könnten. Der Streit wurde so heftig, daß beyde Theile zu Schimpfworten kamen. Ferdinand wünschte Mittler werden zu können, und both dem Markgrafen eine ansehnliche Summe Geldes an, seinem ungegründeten Ansprüche zu entsagen, weil er doch vermög der Reichsgrundsätze für ihn nicht sprechen könne. Sein gut gemeintes Anerbiethea wurde verworfen, und der Markgraf gieng voll Zorn nach Hause.

Es kam auch ein polnischer Gesandter, der im Namen seines Königs Siegmund einen Frieden zwischen Ferdinand, und dem Johann Zapolya stiften sollte. Da aber die Aeußerungen des Gesandten der Würde Ferdinands, und seinen Gerechtsamen zu nahe giengen, so mußte er unverrichteter Dinge abreisen. Ferdinand schickte ihm alsogleich einen Gesandten nach, der sich bey Siegmund beschweren mußte, daß die Polen seinen Feind Aufenthalt gäben, und ihn unterstützen; er suchte den König ihn aus dem Reiche

zu entfernen, oder aber in seine Hände zu liefern. Johann hatte indessen einem gewissen Minkowiz Geld zugesandt, ihm dafür in Deutschland Kriegsvolk zu werben, und nach Pohlen zuzuführen. Ferdinand erfuhr dieses, verlegte den Truppen den Weg dahin, und hinderte den Minkowiz seine Absicht auszuführen. Gegen das Ende seines Aufenthalts zu Prag befehlete er den Pfalzgrafen Friedrich, und seinen Bruder; dann die Landgrafen von Leuchtenberg, die Herzoge von Bayern mit den Lehen, die sie von Böhmen trugen; theilte endlich die Alt- und Neustadt von Prag, die Ludwig in eine zusammen gezogen, wieder ab, und gab beiden ihren besondern Magistrat. Kaum hatte Ferdinand Böhmen verlassen, und seine Residenz in Wien betreten, als schon die Nachricht bey ihm eintraf; Zapolya seye mit einem Kriegeheere in Hungarn eingebrochen, werde durch den polnischen Starosten Laslo, und andere mächtige Pohlen unterstützt, habe bereits ein Bündnis mit dem türkischen Kaiser geschlossen, sich in dessen Schutz begeben, und erwarte nun von diesem ins Reich eingeliefert zu werden. Diese Nachricht machte ihn in etwas bestürzt, aber er saßte sich bald wieder, brachte eiligt eine Armee zu Stande, untergab sie dem Befehle des Catzianers, weil eben dieser schon vorher wider den Zapolya glücklich gewesen war. Allein jetzt zeigte sich Catzianer als eine feige Memme, er ließ das ihm anvertraute Heer bey Essel im Stich, und entfloß, sobald sich die Türken zeigten. Dadurch gerieth die ganze kaiserliche Armee in Verwirrung, und erlitt eine allgemeine Niederlage. Fer-

einand hingegen versäumte seiner Seits nichts, dem Feinde den nachdrücklichsten Widerstand entgegen setzen zu können; er bereiste seine Erbländer, hielt Landtage zu Grätz, in Kärnthen, Tyrol und Vorderösterreich, verlangte Mannschaft und Geld; und erhielt alles mit außerordentlicher Bereitwilligkeit, von diesen treuen Ländern. Ein gleiches Gesuch machte er an die Reichsstände, auf einem Reichstag zu Speyer; sie bewilligten ihm vierzehn tausend Mann, wovon jedoch keiner erschien. Von Speyer gieng seine Reise über Linz nach Budweis in Böhmen, woselbst er die böhmischen Stände zu schleunigen Beystand ermahnte. Sie sagten ihm diesen zu, auf den Fall, wenn die Feinde bis nach Oesterreich vordringen sollten, und erbotben sich dann alle insgesammt, den Oesterreichern beizustehen. Die Lausitzer und Schlesier gelobten auch nach Möglichkeit mitzuwirken. Nachdem er alles dieses bewirkt hatte; so gieng er vergnügt nach Linz, wo ihm ein zweyter Prinz geboren wurde, welcher in der Taufe den Nahmen Ferdinand erhielt. Er war über diese Geburt sehr erfreuet, weil sein Haus nun eine zweyte Stütze bekam; allein seine Freude wurde ihm gar schnell verbittert, seine an die hungarischen Gränzen ausgeschiedten Kundschafter brachten ihm Bochschaft, der Sultan Solimann sey wirklich mit einer ungeheuren Macht von Konstantinopel aufbrochen, seine Absicht sey Hungarn zu untretzen, und sogar nach Wien vorzubringen. Schon seye eine türkische Armee vorausgezogen, an der Sau angelangt, und suche Brücken zu schlagen. Unver-

züglich erließ Ferdinand Schreiben an jene deutsche Reichsstände, welche auf dem Reichstage zu Speyer zum Kriegsausschuß waren ernannt worden; bath sie schleunigst nach Regensburg zu kommen, wohin er selbst sich ohne Zeitversäumnis begab. Hier stellte er ihnen auf das nachdrücklichste die bringende Gefahr, und die Nothwendigkeit vor, dem Feinde mit einem ansehnlichen Heere entgegen zu ziehen, bevor er die Gränzen Oesterreichs erreiche. Nun wurde beschlossen, Volk zu werben, und das hiezu erforderliche Geld zu erheben. Indessen waren doch nicht alle Gesandte hiemit einverstanden; sondern meinten, man müsse den Rundschaftern nicht sogleich alles glauben, weil sie gemeiniglich die Gefahr größer machten, als sie in der That selbst sey; man soll aus ihren Mittel vertraute Leute nach Ofen schicken, um sich von der Wirklichkeit jener Ausagen zu überzeugen. Dieses wurde bewilliget, und mit der Vollstreckung des ersten Abschlusses einstweilen ganz gemach abgethan. Man kann aus diesem ganzen Hergange deutlich abnehmen, wie wenig es den deutschen Ständen Ernst war, Ferdinandem beyzustehen, oder besser gesagt, wie wenig ihnen daran gelegen war, Deutschlands Gränzen vor einem übermächtigen Feinde zu schützen.

Während der Zeit, als man im deutschen Reiche einige Truppen warb, und der Wiederkunft der nach Ofen abgeschickten Männer entgegen sah, war Solimann, der Held und Schrecken des Orients; der tapferste Kriegsmann seiner Zeit schon Meister eines grossen Theils von Hungarn geworden; hatte bey

Mohacz ein Heer von 300,000 Mann gemüßert,
 welches nicht aus weiblichen Affiaten, sondern aus
 abgehärteten, kühnen, und nach der strengsten Kriegs-
 zucht abgerichteten Kriegern bestand. Mit diesen
 stürmte er wie ein wilber Orkan durch Hungarn,
 und nahm seinen Zug geradezu nach Wien, welches
 Ferdinand kaum noch mit hinlänglicher Mannschafft
 besetzen konnte. Die getreuen Unterthanen Dester-
 reichs zu schrecken, mordete, verheerte, und zer-
 störte der Osman alles in Desterreich dießseits der
 Donau, und längst der Steyermärkischen Gränze,
 brängte, und ängstigte Wien drey Wochen lang;
 und Ferdinand konnte nicht helfen; denn weit ent-
 fernt war alle Hilfe. Der Kaiser Karl, sein Bruder
 befand sich in Italien; die deutschen Erbländer waren
 allein zu schwach der schrecklichen Macht Solimanns
 zu widerstehen, die Deutschen zauderten noch ge-
 wöhnlicher Art; denn noch brannten ihre Häuser,
 und Palläste nicht, die Ohren der meisten Christlichen
 Mächte waren taub für sein Gesuch, um Beystand.
 Europa zitterte, und Niemand wollte die Gefahr mit
 Ferdinand theilen. Also blieb er allein, bante auf
 Gottes Macht, und that das Seinige. Er zog nach
 Böhmen, und bewirkte durch seine Beredsamkeit ein
 allgemeines Landaufgeboth aller waffenfähigen Manns-
 personen, des ganzen Reiches. Doch ehe dieses noch
 gänzlich bewerkstelliget war, kam ihm die höchst er-
 freuliche Borchschafft zu; daß Solimann die Belager-
 ung aufgehoben, und wieder nach Hungarn zurück-
 gegangen sey. Die ganze Welt erstaunte über den
 so unberhofften Abzug des Solimanns, und Niemand

wußte sich hiebon einen Grund anzugeben. Allein es scheinen mehrere gewesen zu seyn. Mangel an Proviand und Futter; der nahe Winter, welchen die Orientaler nicht aushalten konnten, noch wollten, endlich das Gerücht, daß Ferdinand mit einem zahlreichen Kriegsheere zum Entsatz heranrufe, und eine Schlacht wagen wolle, zu welcher die durch Hunger und Arbeiten entkräfteten Muselmänner keine Lust hatten. Wirklich standen schon 23000 Mähren bey Znáym unter Waffen, die Ferdinand müßerte, weil er sie aber nicht mehr von Nöthen hatte, jetzt wieder nach Hause entließ. Solimann begnügte sich für dießmal, den Johann Zapolya auf den hungarischen Thron gesetzt, und zu seinem Lehensmann gemacht zu haben, er gieng mit einer unermäßlichen Beute, und 60,000 Menschen, die er zu Sklaven gemacht hatte, nach Konstantinopel zurück. Die Feldherren Ferdinands drangen nun wieder in Ungarn vor, kamen bis nach Ofen, belagerten es, wie wohl vergeblich.

III Solimann erhob sich, diesen Schimpf zu rächen, noch einmal von seinem Throne; erschien wiederum an der Spitze eines zahllosen Heeres in Ungarn, aber Güns hielt ihn längere Zeit auf. Indessen eilte Karl seinem Bruder zu Hilfe, und er gab Oesterreich auf, verwüstete hingegen die Steyermark, und schleppte abermals 30,000 Menschen beyderley Geschlechtes, in die Knechtschaft hinweg. Solimann glaubte sich nun gerächt zu haben, er trat für jetzt nicht wieder auf; aber der Krieg wider den Johann

Zapolya dauerte fort, obschon zum Nachtheile Ferdinands, woran nicht er, sondern seine Feldherren Schuld waren, als welche theils unerfahren in der Kriegskunde, oder aber aus Feigheit, oder Geiz unthätig blieben, und sich bey der hungarischen Nation eben darum verächtlich, oder verhaßt machten. Da hernach Ferdinand sah, daß seine Waffen keinen Fortgang hatten, und er sowohl, als auch sein Gegner des Krieges müde waren, so schlossen sie zu Waizen einen Frieden unter folgenden Bedingnissen: Johann soll, so lang er lebe, in jenem Theile des Königreichs, den er wirklich besitze, König seyn, und vom Ferdinand als König betitelt werden, nach seinem Tode soll das ganze Königreich Ferdinanden, und seinen Kindern zufallen. Würde Johann sich verhehlichen, und einen männlichen Erben hinterlassen, so soll dieser Siebenbürgen, alle Schlöffer seines Vaters, und nebstbey von Ferdinanden entweder das Fürstenthum Oppau, oder ein anderes in Schlesien erhalten.

Bald nach diesem Vertrage verhehlichte sich Johann mit Isabellen, einer Tochter des Königs Siegmund von Pohlen, erzeugte mit ihr einen Prinzen, den er aber zu erziehen das Glück nicht hatte, sondern das Zeitliche verließ, bevor der Prinz großjährig geworden war. Isabellen seine Mutter, und ein gewesener Mönch, Georg Uchysenich, jetzt Bischof von Wardein, unter dem Namen Georg Martinuzzi bekannt, führten die vormundschaftliche Regierung. Die ehrsüchtige und hochmüchtige Mutter konnte es nicht:

nicht vertragen, daß sie als gewesene wirkliche Königin jetzt zur Privatperson herabgesetzt werden, und ihr Sohn nicht auch, wie sein Vater, König seyn sollte, sie sann darauf, ihm die Krone seines Vaters zu verschaffen, obschon sie wußte, daß nach dem Friedensvertrage, Ferdinand der rechtmäßige König sey. Martinuzzi eben so herrschsüchtig, und stolz, als sie, wünschte ein Gleiches, weil er dadurch ungemaine Ehre und Ansehen zu erlangen hoffte. Er gab ihr daher den Rath, sich mit dem jungen Prinzen dem Türken in die Arme zu werfen, und durch dessen Macht sich im Besitze des Reichs zu erhalten. Sie folgte ihrem Rathgeber, siehete den Sultan als Wittwe um Schutz für ihren Waisen an, und Solimann gewährte ihn ihr; erschien wieder in Hungarn als Feldherr; eroberte es beynahe ganz sammt der Hauptstadt Ofen; ernannte den Prinzen zum Fürsten Siebenbürgens unter türkischer Botmäßigkeit, und behielt Hungarn für sich.

Ferdinand verlohr also auf diese Art die Früchte seines mit Johann geschlossenen Friedensvertrages, und sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, mit dem Türken um Hungarn zu sechten. Allein das Kriegsglück begünstigte ihn nicht. Indessen brachte er es durch Unterhandlung doch dahin, daß der mächtige Martinuzzi für ihn gewonnen wurde, und nun Isabella und ihren Prinzen überredete, Ferdinanden Siebenbürgen zu überlassen. Ferdinand war für diesen Dienst Martinuzzi höchst dankbar, machte ihn zum Stadthalter des Fürstenthums mit unumschränk-

ter Gewalt; gab ihm königliche Einkünfte, ernannte ihn zum Erzbischofe von Gran, und erwarb ihm den Kardinalshut vom Pabste, und Castaldo sein Feldherr in Siebenbürgen mußte ihm alle Ehrenbezeugungen, wie einem regierenden Fürsten erweisen. Martinuzzi hatte demnach beynähe alles, was ein König besitzen kann, Reichthümer, Macht, und Ansehen. Er führte den Krieg im Nahmen Ferdinands gegen die Türken; gieng aber dabey oftmals sehr eigensinnig zu Werke, und horchte nicht auf Castaldo, der als Soldat die Kunst Krieg zu führen, doch besser, als der Cardinal zu verstehen wäunte. Castaldo, ein habfüchtiger, verschmitzter Mann fand sich dadurch beleidiget, die Macht, und Schätze des Cardinals waren ihm ein Dorn im Auge, er sehnte sich darnach, und sann auf Mittel, ihrer habhaft zu werden, und den Cardinal aus dem Wege zu räumen. In bieser Absicht schrieb er von Zeit zu Zeit an Ferdinand, suchte den Statthalter verdächtig zu machen, beschuldigte ihn heimlicher Verständnisse mit den Türken, führte einige Scheinbeweise an, aus welchen er darthun wollte, daß Martinuzzi damit umgehe, sich zum unabhängigen Fürsten Siebenbürgens zu machen. Er setzte seine geheime Anklagen so lange fort, bis Ferdinand ihm einmal schrieb; er möchte die besetzten Derter vertheidigen, männlich handeln, wegen des Cardinals wäre sich nach Umständen zu richten. Dieses Schreiben legte Castaldo, weil er so wollte, als einen Befehl aus, welcher ihm auftrug, den Cardinal aus der Welt zu schaffen. Er voll-

brachte auch diese gräuliche That auf eine menschenmörderische Art.

Ein allgemeines Aufsehen erregte der Mord eines so angesehenen Mannes, wie Martinuzzi war, der die erzbischöfliche Würde begleitete, und den Kardinalshut trug, nicht nur in Hungarn, sondern auch in ganz Europa. Ferdinand verlorh dadurch die Neigung, und das Wohlwollen mancher mächtigen Stände des Königreichs, obschon er von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt war, und in einer öffentlichen Schrift alle seine Gründe an Tag legte, die ihn bewogen hatten, dem Casalbo oberwähnte Aufträge zu geben. Er konnte jedoch den Wahn vieler Menschen nicht tilgen, die da meinten, Martinuzzi sey unschuldig ermordet worden. Der Pabst lud ihn vor seinen Richterstuhl zur Verantwortung, und er that es durch Abgesandte. Der heilige Vater untersuchte alles, was auf den Mord Bezug hatte, sehr genau, und konnte keinen Beweis finden, daß Ferdinand denselben befohlen habe, deswegen stellte er auch alle fernere Untersuchung ein. Wenn dem König Ferdinand hiebey etwas zur Last gelegt werden könnte, so wäre es dies, daß er seinem Feldherrn zu viel Redlichkeit zutraute, ihn für rechtschaffener hielt, als er war, seinen Angaben, und den Ohrenbläseren seiner Feinde bey Hofe, ohne genauere Untersuchung glaubte, und sich in seinem Schreiben so ausdrückte, daß es mißbraucht werden konnte. In dessen war Martinuzzi nichts weniger, als schuldlos, sondern er hatte wirklich Verrätherey vor, wie dieses

der venezianische Kronograph Paul Paruta, ein in jeder Rücksicht offenerziger, gelehrter und glaubwürdiger Mann behauptet. Mit ihm stimmen noch überein, Thuan, Isthuanffi, und der berühmte Gleidan, jene beyde schreiben: Ferdinand sey von Castalbo hintergangen worden, und Niemand als er selbst habe die nachtheiligsten Folgen der Mordthat empfinden müssen. Gleidan berichtet mit klaren Worten: Castalbo sey der Urheber des Mordes gewesen, und Martinuzzi habe allerhand neue Umschläge geschmiedet, und sein Auge auf die Selbstherrschafft gerichtet, weswegen er umgekommen sey.

Es dauerte der Krieg mit der Pforte fort, und die Muselmänner suchten Hungarn und Siebenbürgen von Zeit zu Zeit heim. Ferdinand zu schwach, sie aus dem Reiche gänzlich verdrängen zu können, spielte die Rolle des Fabius, und bemühte sich die Feinde nur einzuhalten, daß sie nichts von Wichtigkeit unternehmen konnten. Er vermied daher mit grosser Sorgfalt jede Schlacht, befahl überall, wo es die Noth erforderte, Graben und Schanzen aufzuwerfen, und Verhaue anzulegen, damit der Feind auf seinem Marsche aller Orten aufgehalten werden möchte. Auf diese Art bereitete er alle grossen Absichten Solimanns. Dieser nur gewohnt in einem einzigen Feldzuge Königreiche zu erobern; mußte sich begnügen, in Hungarn schwache Festungen, unbedeutende Flecken wegzunehmen, und sich nur auf einen Theil des Reichs einzuschränken. Wenn nach den Zeitumständen die eingeschlagenen Maassregeln

nicht zureichten, den wüthenden Feind zurück zu halten, so schickte Ferdinand Gesandte, und reiche Geschenke nach Konstantinopel, schlug den Weg der Unterhandlung ein, und gelangte auf diese Weise zu seinem Zwecke. Und so rettete er den größten Theil des Reiches, obschon es überall offen, und durch Faktionen zerrüttet war. Endlich kam er sogar am Ende seines Lebens zum ruhigen Besitz desselben. Nachdem sich Kaiser Karl wegen der vielen Regierungsgeschäfte seiner weitläufigen Staaten sich selten lang in Deutschland aufhalten konnte, die Lage des deutschen Reichs aber wegen der Religionszänkereyen, und der nahen Türkengefahr sehr mißlich war, so bewog er die Kurfürsten aus patriotischer Absicht, seinen Bruder mit der römischen Königskrone zu beehren, weil nur dieser in seiner Abwesenheit das Wohl Deutschlands am besten besorgen könne. Sein Antrag fand Eingang, und Ferdinand wurde römischer König, obgleich nicht ohne Widerspruch des protestantischen Kurfürsten von Sachsen, und seiner Verbündeten, unter welchen der Landgraf von Hessen einer der vorzüglichsten war, der die deutsche Königskrone nicht gerne auf Ferdinands Haupt sah, weil er als ein naher Aunverwandter des Herzogs Ulrich von Württemberg, der seines Herzogthums enteßet worden war, jetzt damit umgieng, ihn wieder einzusehen, und also wider Ferdinand selbst streiten mußte. Der Herzog Ulrich hatte sein Land wegen eines Landfriedensbruches im Kriege gegen den Schwäbischen Bund eingebüßt, und dieser es gegen Erfaz der Kriegskosten dem Kaiser Karl überlassen, welcher

seinem Bruder anfänglich als Stadthalter darüber setzte, nach der Zeit aber es ihm als Eigenthum gab, und ihm in Gegenwart aller Fürsten und Stände die Belehrung hierüber ertheilte. Drey Jahr lang besaß es Ferdinand als Herr, nach diesen aber kamen der Landgraf von Hessen, und Ulrich mit einer Armee, entriß es ihm, und setzten sich eigenmächtig in Besiz desselben. Als sie bey ihrem Anmarsche ihm ihre Gründe überschrieben, gab er ihnen zur Antwort: „Er wolle sein Recht vor unbefangenen Schiedsrichtern beweisen, wenn sie ein gleiches thun wollten.“ Er setzte ihnen keine Gewalt entgegen, entweder aus angedohrner Güte, oder weil er sonst Geschäfte genug hatte, und sich wegen dieses Herzogthums in keinen Krieg unterziehen wolte. Eben darum nahm er auch das Schreiben beyder Fürsten gelassen auf, welches sie ihm nach Prag sandten, und worinn sie ihm meldeten: daß sie das Land eingenommen hätten. Eben darum both er ihnen gerne, und freundschaftlich die Hand, zu einem Vergleiche, welcher auch zu Cadan in Böhmen zu Stande kam. Die Vergleichspunkte waren: Der Kurfürst zu Sachsen, Philipp, Landgraf zu Hessen, und Ulrich, Herzog zu Württemberg erkennen den Erzherzog, und König Ferdinand als römischen König, Ferdinand gestattet dem Herzoge Ulrich den unangefochtenen Besiz von Württemberg, jedoch uuter der Bedingung; daß Ulrich und seine Nachkömmlinge das Herzogthum von Oesterreich zu Lehen nehmen, und wenn Württembergs Mannsstamme gänzlich erlöschen soll, dasselbe dem Haus Oesterreich eigenthümlich zufalle. Sowohl der

Landgraf als Ulrich sollen Ferdinanden entweder persönlich, oder aber durch Gesandte wegen des Vergangenen Abbitte thun, und Ferdinand soll sich beym Kaiser für sie verwenden, daß auch dieser ihnen verzeihe. Ulrich soll kein Bündniß wider Ferdinand schliessen, und zur Religionsveränderung soll Niemand gezwungen werden. Als sich der schmalkalbische Bund in Deutschland gebildet hatte, und wider das Reichsoberhaupt den Kaiser Karl ins Feld zog, schloß Ferdinand mit dem Herzog Moriz von Sachsen ein Bündniß wider den Kurfürsten zu Sachsen, des Bundes Haupt schickte ihm eine Armee zu Hilf, die aus Hungarn und Schlesiern bestund, und befahl auch den Böhmen, sich mit dem Herzoge zu vereinigen. Diese rückten zwar in Sachsen ein, kehrten aber bald um, weil sie, wie sie vorgaben, mit Sachsen in einem Freundschaftsbündnisse stünden, und daher wider den Kurfürsten nicht kriegen dürften. Die wahre Ursache ihres Rückzuges aber war, weil sie von der protestantischen Parthey aufgewiegelt wurden. Ferdinand stellte ihnen vor; es sey hier nicht die Frage von der Aufrechthaltung der deutschen Freyheit; sondern es sey darum zu thun, jene Fürsten und Stände zu bezwingen, welche unter dem Vorwande, daß die Gewissensfreyheit gekränkt werde, gerne die Staatsverfassung Deutschlands umstürzen möchten, und deswegen ihr gesetzmäßiges Oberhaupt ganz unerwartet beschdten; er ermahnte sie daher, die Waffen nicht nieder zu legen. Als ihm hierauf einige ständische Glieder die Einwendung machten, daß dieses ihrer Freyheit nachtheilig sey,

versprach er ihnen alle Sicherheitsleistung, und daß ihnen dieses in keinem Falle jemals zum Schaden gereichen sollte; er sey weit dabon entfernt ihre Freyheit zu schmälern, sie möchten ihm nur jetzt Folge leisten. Die Stände versprachen ihm Geld, oder Truppen zu stellen, und er entließ sie. Mit diesem Versprechen waren die Prager, und Ultraquisten nicht zufrieden, sie verlangten einen neuen Landtag, der ihnen auch von Ferdinand zugestanden wurde; nur ersuchte er sie, nichts zu unternehmen, bevor der Landtag gehalten wurde. Allein schon am vierten Tage, nachdem ihnen der Landtag verwilliget worden war, traten sie zusammen, und schloßen einen Bund zur Vertheidigung ihrer Freyheit, die doch von Niemand angefochten wurde. Was sie aber eigentlich im Schild führten, verriethen sie, als sie den Anfang machten, ihr Vorhaben zu bewerkstelligen, denn sie setzten ihre rechtmäßigen Obrigkeiten ab, rüsteten ein Kriegsheer von 30,000 Mann aus, erwählten einen gewissen Kaspar Pflug zu ihren Regenten, hielten die königlichen Prinzessinen wie gefangen, schickten Abgeordnete an den Kurfürsten zu Sachsen, versprachen ihm Freundschaft, und Beystand, und daß sie stets an ihn sich halten wollten, wenn auch er sie nicht verlassen würde. Sie berichteten ihm, Ferdinand stehe jetzt mit einer Armee an der Gränze ihres Reiches, und sey Willens, nächstens ins Joachimsthal einzurücken, sobald aber dieses geschehen seyn werde, würden sie auf ihn los gehen. Dieß an den zu Sachsen. Auch an die Mährer schrieben sie, und forderten sie auf, daß sie

sich mit ihnen vereinigen, und das kaiserliche königliche Heer aus dem Lande zu jagen, ihnen helfen möchten. Ferdinand von allem, was in Prag geschah, genau unterrichtet, befahl den Pragern zu wiederhohltenmalen die Waffen abzulegen, aber sie, und die Stände ihrer Parthey weigerten sich, und gaben ihm zur Antwort: sie stünden nur freitfertig da, um ihre Gränze zu bedecken. Noch war seine Langmuth nicht müde, sie neuerdings zu mahnen, jedoch drohte er ihnen auch, wenn sie hartnäckig sich wider ihn sträuben würden, einen Weg einzuschlagen, auf welchen er ihre Dreistigkeit gewiß bezähmen werde. Aber sie fuhren fort, wie bisher, pflichtwidrig gegen ihn zu handeln.

Es erschien die Zeit des Landtags. Ferdinand fertigte in seinem Nahmen, Johann den Bischof von Ollmütz, und einige Rätthe dazu ab, gab ihnen die Weisung, ihn ernstlich zu entschuldigen, daß er nicht selbst erscheinen könne, dann sollten sie die Auflösung des Bundes, und die Ablegung der Waffen verlangen, weil ohne diese beyden Stücke keine freye Berathschlagung Platz greifen könne; würden die Stände diese billige Forderung eingehen, so hätten die Abgeordneten nach ihrer mitgegebenen Schrift weiter vorzugehen, jedoch nichts zu entscheiden; sondern alles an ihn zu berichten; würde aber die Forderung abgewiesen, so sollen sie in keine weitere Verhandlung sich einlassen. Das letztere geschah, denn die Stände gehorchten nicht, sondern beschloffen eine Deputazion an den König zu schicken, um

sich zu rechtfertigen, über das, was sie gethan hätten, und um ihn zu bitten; daß er beym Kaiser für den Kurfürsten von Salzburg Fürsprache thun wolle. Aber seher noch, als diese Deputazion abgegangen war, erscholl die Nachricht von dem Siege Karls und Ferdinands über den Kurfürsten, und daß dieser selbst, so wie auch der Landgraf von Hessen gefangen sey. Jetzt stimmten sie um, versprachen Provbiant zu liefern, und ersuchten den König, daß er das Kriegeheer nach Hungarn wider die Türken abführen möchte, sie wollten dabey nicht die letzten seyn. Ihnen antwortete Ferdinand aus dem Lager vor Wittenberg, selte ihnen ihr Unrecht vor, und bewies ihnen; daß ihr eingegangenes Bündniß wider ihn, und dem Kaiser gerichtet sey, deßwegen verlange er die Auflösung desselben, und eine Abschrift davon, würden sie ihm hierinn nicht willfahren; so würde er schon Rath zu schaffen wissen. Als er hierauf nach Leutmeriz gekommen war, schrieb er noch einmal an die Stände zu Prag, befahl ihnen auseinander zu gehen, und ihm das Anliegen eines jeden vorzutragen; denn er wisse, daß viele aus Unvorsichtigkeit gefehlt hätten, diesen wolle er verzeihen; auch keinen etwas zu Leid thun, außer der sich an der von ihm aufgestellten Obrigkeit vergriffen habe. Er hartete einige Zeit ihrer Rückantwort und Erklärung entgegen; aber sie gaben keine. Also brach er mit der Armee von Leutmeriz nach Prag auf. Die Prager versuchten mit Beyhilfe benachbarter Städte ihr äußerstes; setzten sich zur Wehre, wurden aber geschlagen, und ergaben sich gänzlich überwältiget, der königlichen

Gnade. Ferdinand zog in Prag ein; ließ die Bürger auf das Schloß kommen, und hielt ihnen bey einer öffentlichen Versammlung ihre Vergehen gegen seine königliche Würde und Person vor, und befahl ihnen auf jeden Punkt seiner Anklage pünktlich zu antworten. Dieses zu thun, hatten sie jetzt das Herz nicht, sie flehten seine Gnade an, und bathen weinend, daß er nicht nach strengem Rechte mit ihnen verfahren wolle. Auf dieses sprach er gleichsam lächelnd, und mit leisen Kopfnicken. „Die Thränen seyn jetzt zu spät, sie hätten damals weinen sollen, als sie mit einander zuerst Rath gehalten, die Waffen wider ihn zu ergreifen.“ Ueber diese Antwort erschrocken, wandten sie sich an den jungen Erzherzog Ferdinand; und bathen ihn um gnädige Fürsprache bey seinem Vater. Der Prinz sprach für sie dringend, und Ferdinand verzieh jeden einzelnen, aber die Strafe im Ganzen behielt er sich vor, und machte ihnen folgende Bedingungen, unter welchen er ihnen verzeihen wolle: „Sie sollen das geschlossene Bündniß gänzlich vernichten, und die Siegel hiebon zerbrechen; ihm alle ihre Freyheitsbriefe ausliefern, um einiges nach seinem Gutbefinden daran abändern zu können. Sie sollen ihm ferner die Briefe der Stände, und andrer Körper, wie sie zu Unruhen Anlaß gegeben, wie auch alle Schriften, welche ihr Bündniß mit dem Kurfürsten Johann Friedrich, und andern betrafen, alles Geschütz, und alle Waffen, die ein jeder besäße, und welche auf das königliche Schloß gebracht werden sollen, einantworten, und endlich den Bierausschlag auf immer bezahlen;

wenn sie dieses thun würden, wolle er mit Ausnahme einiger, die übrigen alle verschonen." Das Volk willigte in seine Forderungen, und er stellte sogleich fünfzig Gefangene auf freyen Fuß. Einige Uebelche, welche als Unruhestifter gleichfalls zur Verantwortung waren vorgeladen worden, aber nicht erschienen, wurden ihrer Güter und ihres Lebens verlustig erklärt. Kaspar Pflug hingegen, als des Lasters der beleidigten Majestät schuldig erkannt, und weil er sich süchtig gemacht hatte, fünftausend Dukaten Preis auf seinen Kopf gesetzt. So wie die Prager, ergaben sich auch die übrigen Städte und Edle, und Ferdinand behandelte sie gelinde, und großmuthvoll.

Als in Böhmen alles beruhiget, und in Ordnung gebracht war, schrieb Ferdinand in Hungarn einen Landtag nach Tyrnau aus. Weil er aber nicht selbst dabey erscheinen konnte, indem er den zu gleicher Zeit nach Augsburg angeetzten Reichstag besuchen mußte, so sandte er den Graf Niklas Salm, und Thomas Radasdi statt seiner dahin. Auf diesem Landtage wurde auf das bringende Ansuchen Ferdinands den Bauern die Freyzügigkeit wieder gegeben, welche sie unter der Regierung Uadielaus zur Zeit der Kreuzzüge verlohren hatten, und dieses ungeachtet der Meinung der meisten, welche es nicht zugeben wollten. Desto angenehmer aber war dies Ferdinandem, und die Bauern erhoben ihn als den Behaupter ihrer Freyheit mit gerechten Lobsprüchen bis zum Himmel. Hätte Ferdinand kein anderes Verdienst, als welches er sich hier um die Bauern

in Hungarn erworben hat, so wäre sein Nahme schon würdig, von der Geschichtsmuse in das Buch der Unsterblichkeit eingetragen zu werden.

Er verweilte einige Zeit auf dem Reichstage zu Augsburg, schlichtete verschiedene Geschäfte, und bemühte sich vorzüglich, die Religionshändel beizulegen. Er hatte seinem erstgebohrnen Prinzen Maximilian mit zum Reichstage genommen, um ihn den deutschen Ständen vor Augen zu stellen. Er sandte ihn dann von Augsburg bis nach Spanien, wo er sich vermählte, und die Stadthalterwürde begleitete, bis er zurückberufen wurde, weil der Kaiser Karl um die deutsche Kaiserkrone für seinen Sohn Philipp warb. Dieses wollte Ferdinand nicht zugeben, denn er war wirklich römischer König, und hatte also vorzügliches Recht auf die Kaiserwürde, auch wollte er seinen eigenen Sohn den Prinzen Philipp nicht nachsetzen lassen, Er berief also denselben eiligst zurück, um durch seine Gegenwart seinen Endzweck desto leichter zu erreichen; weil er wußte, daß Maximilian bey jedermann beliebt, und überall angesehen war. Er irrte sich nicht, denn die deutschen Fürsten thaten dem Prinzen zu gefallen, was er verlangte, und Karls Plan scheiterte nun zum zweytenmale, wie schon drey Jahre vorher, da er dieses Geschäftes wegen durch seine Schwester die Königin Maria mit Ferdinanden unterhandeln ließ. Dieser beschwerte sich schon damals sehr, und glaubte, daß man ihm durch eine dergleichen Zumuthung beschimpfe, weil er dadurch nicht nur seine Ehre, und sein Ansehen

verliehre, sondern weil man ihm auch in kurzer Zeit für einen feigen Mann halten würde, der seine eignen Söhne empfindlich beleidige, wenn er ihnen das Recht, so sie allenfalls ans Reich haben könnten, nehme, um es seinen Neffen dem Don Philipp zu geben. Dieser sey ohnedieß reich und mächtig, aber seine eignen vielen Söhne hätten nur sehr eingeschränkte Reiche, und sehr geringe Einkünfte, und Kräfte, und das meiste, wodurch er sich selbst, und seine Söhne aufrecht halten könnte, sey nur ein wenig Ehre, und Schätzung. Wann sie diese verlor, um sie demjenigen zu geben, der schon so viel besitze, so könnten sie in ein Spital gehen. Sein Neffe Don Philipp sollte Herr, und König seyn, von ganz Spanien, der Hälfte Italiens, und anderer sehr vieler, und reicher Provinzen, zu deren Regierung große Kräfte erfordert würden, wenn man ihn aber noch dazu mit der Last des deutschen Reichs beschweren wollte, so möchte ihn dieß vielmehr in Verlegenheit setzen, und ihn mit einer drückenden Bürde beladen heißen, statt ihn zu erhöhen. Man möchte bedenken, daß Don Philipp ein Mensch sey, und als ein solcher nur eingeschränkte Kräfte, Fähigkeiten, und Talente habe, demnach soll ihm der Kaiser nicht mit so großen Obliegenheiten belasten, weil Philipp zweifelsohne nicht die Schultern haben würde, die Bürde zu tragen; Karl möchte sich mäßigen, und der Begierde, seinen Sohn zu vergrößern, ein Ziel setzen, wenn er nicht wolle, daß dieser erliege, und erdrückt werde, und daß ein unbegrenzter Ehrgeiz das Haus Oesterreich zu Grund richte. Alles dieses

sagte Ferdinand mit einem so bekümmerten Gemüthe, und so vieler Empfindung seiner Schwester, der Königin Maria, daß, als es der Kaiser vernahm, er von seinem Vorhaben für diesmal abstand.

Den gefangenen Kurfürsten von Sachsen hatte Kaiser Carl seiner Kurwürde entsetzt, und die Kur an den Herzog Moriz von Sachsen übertragen, um ihn dadurch für seine treu geleisteten Dienste im schmalkaldischen Kriege zu belohnen. Moriz war kaum erhöht worden, als er schon feindliche Absichten gegen den Kaiser verrieth, und eben dadurch zu verstehen gab, daß er nur darum die Parthey desselben ergriffen habe, weil er seinen Vetter Friedrich des Kurfürstenthums berauben wollte, um solches an sich, und seine Erben zu bringen, und nachdem er dieses sein Ziel erreicht hatte, sich nun zum Vertheidiger der gefangenen Fürsten aufwarf, um auch großmüthig zu scheinen. Als der Krieg ausbrach, wollte Ferdinand ihn vermitteln, besprach sich demnach mit dem Kurfürsten zu Linz; vernahm sein Begehren, und bedung sich auf so lange einen Waffenstillstand von ihm aus, bis er mit dem Kaiser seinen Bruder, sich würde unterredet haben, um seine Meinung zu vernehmen, worauf zu Passau das Geschäft gänzlich sollte geendiget werden. Moriz bewilligte, was Ferdinand verlangte, und dieser reiste sogleich nach Innsbruck ab, wo damals Carl sich aufhielt, willens mit ihm wegen des Friedens sich zu besprechen. Er hatte nichtsweniger vermuthet, als daß Moriz ihm auf der Ferse mit einer

Armee nachfolgen, und in Tyrol, das sein Eigenthum war, mit Gewalt eindringen werde, da er mit ihm in keiner Feindschaft stand, und jetzt sogar als Friedensmittler von ihm abgereiset war. Indessen geschah es doch, und nur eine schnelle Flucht nach Villach und Kärnthén rettete ihn und den Kaiser von der Gefangenschaft. Zwar hatte Moriz öffentlich kund gemacht; er komme nur seinen Feind aufzusuchen, und wolle weder dem König Ferdinand noch seinen Unterthanen ein Leid zufügen. Er hielt dieß sein gemachtes Versprechen auch bis zu seinem Rückzuge aus Tyrol, bey welchem seine Soldaten den Einwohnern längst dem Innthale ihre Pferde und Wagen wegnahmen, Thüren, Fenster, und Defen einschlugen, und ihnen mannigfaltigen Schaden thaten; das Gotteshaus Cambs plünderten, darinn sogar die fürstlichen Särge in der Krust eröffneten, die Leichnahme ihres Schmuckes, und ihrer Kleinodien beraubeten, und eben so mit andern Kirchen, und Gotteshäusern verfahren. Von Nassereith bis hinaus über die Ehrenberger Klause trieben sie alles Vieh, dessen sie habhaft werden konnten, mit sich fort, rissen die Häuser der friedlichen Landleute nieder, oder verbrannten sie, jagten bey 4000 Menschen, Junge und Alte von ihren väterlichen Heerden hinweg, und stürzten die Einwohner des Ehrenberger Gerichts in ein solches Elend, daß die Aeltern mit ihren nackten Kindern das Brod auf der Straße betteln mußten, und manche derselben vor Hunger verschmachtet seyn würden, wäre ihnen die Regierung zu Innsbruck nicht auf das Werkthätigste mit

reið

reichen Gaben beygesprungen. Der junge Landgraf von Hessen, und der Herzog von Mecklenburg nahmen zu Ehrenberg drey Falkonetstücke, bey dreytausend fünfhundert Stückkugeln, einen Munitionswagen mit sechs Pferden, bey zweyhundert eiserne Rüstungen weg, die alle dem König Ferdinand zu gehörten. Ob der Kurfürst Moriz als ein edler Feldherr, und redlicher Fürst gehandelt habe, da er seinen Truppen diese Ausschweifungen in einem friedlichen Lande, und gegen einen unschuldigen Fürsten und sein Volk gestattete, mag der unbefangene Leser entscheiden. So viel ist gewiß, daß er sein Wort nicht gehalten habe, und daß Gleidan unrichtig schreibt: durch diesen Ueberfall des Kurfürsten sey weder der König Ferdinand noch seine Bürger auf irgend eine Weise beschädiget worden.

Ferdinand, welcher durch das Betragen des Kurfürsten Moriz auch so sehr beleidiget, und gekränkt worden war, setzte sich doch über alle Empfindlichkeit hinweg, und handelte nach seinem einmal gegebenen Worte; betrieb das Friedensgeschäft bey seinem Bruder mit Eifer und Nachdrucke, und war so glücklich, von ihm die Vollmacht zur Einleitung des Friedens zu erhalten. Mit inniger Herzensfreude eilte er sammt seinem Sohne dem Erzherzoge Maximilian nach Passau; arbeitete unermüdet an dem angefangenen Geschäfte, und hatte keinen sehnlicheren Wunsch, als es baldmöglichst zu vollenden, denn er sah ein, daß, wenn der Friede mit dem Kurfürsten Moriz nicht schleunig zu Stande gebracht werde,

über ganz Deutchland die Geißel des Krieges werde geschwungen werden, indem Frankreich bereits mit einem Heere sich zeigte, und Albrecht Markgraf von Brandenburg sich's schon herausnahm, nicht nur Nürnberg, und andere Reichsfstädte; sondern auch dem Deutschmeister, die fränkischen Bischöfe, die Kurfürsten von Maynz und Trier zu brandschägen; ihre Länder durch Raub, Mord und Brand zu verheeren, und denselben ihre Besizungen zu entreißen, und seine Macht dadurch zu vergrößern.

Es brangen die zu Passau versammelten Reichsfstände darauf, daß Ferdinand ohne fernere Rücksprache mit seinem Bruder zu nehmen, sogleich mit ihnen den Frieden abschließen soll, aber da er hiezu nicht bevollmächtigt war, so that er es auch nicht. Er ersuchte den Kurfürsten Moriz nur um eine Frist von acht Tagen, damit er mit dem Kaiser über die vorgeschlagenen Friedensartikel sich besprechen könne. Nur mit harter Mühe konnte er diese Frist erhalten. Er eilte hierauf so geschwind als er konnte, nach Willach zum Kaiser, und bekam von ihm die volle Gewalt, nach eigener Einsicht, und seinen klugen Ermessen den Friedensvertrag zu errichten, welches er ohne Zeitverlust that. Der Hauptpunkt des Friedens lautet: „Die augsburgischer Confessionsverwandten sollen in Deutchland freye Religionsübung haben, und mit den Katholiken in jedem Bezuge gleiche Rechte genießen.“ Albrecht von Brandenburg war im Frieden mitbegriffen, fand es aber nicht für gut, dem deutschen Vaterland Ruhe zu gönnen.

Demnach fuhr er, wie er angefangen hatte, im Kriege fort, und gab einen augenscheinlichen Beweis, daß er nicht wegen der Gewissensfreiheit, und der Wohlfahrt Deutschlands, sondern aus Eroberungslust, und Geldgier die Eingeweide des Reiches durchwühlte. Er legte auch die Waffen nicht eher ab, als bis er hiezu durch die Macht mehrerer verbündeter Reichsfürsten genöthiget wurde, und alle seine Länder verlohren hatte.

Den zu Passau errichteten Friedensvertrag zu bestätigten, das Religionswesen gänzlich in Ordnung zu bringen, und andere auf des Reichs Beste abzielende Gegenstände zu berichtigen, wurde ein allgemeiner Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben. Ferdinand traf zur bestimmten Zeit daselbst ein, aber kein einziger Reichsstand war noch zugegen. Er schrieb, und sandte nach zween Tagen Briefe, und Boten an die Stände; ersuchte sie auf das dringendste sich schleunigst einzufinden; indem es ja um die Verhandlung der wichtigsten Reichsachen zu thun seye, weßwegen er sogar seine eigenen Geschäfte zu seinem Nachtheile hintangesetzt habe, und gekommen sey, blos in der Absicht, dem gedrängten Reiche zu dienen, und mit ihnen zu überlegen, was sich zum allgemeinen Besten thun lasse. Sie sollen persönlich erscheinen, nicht immer ihre Gesandten schicken; denn die Wichtigkeit der Verhandlungen erfordert ihre Gegenwart. Er habe vollkommene Gewalt vom Kaiser erhalten, unmittelbar abhandeln zu können; er wolle sie auch gewißlich nicht länger

aufhalten, als es nöthig sey. Allein ungeachtet dieser wahrhaft väterlichen, und höchst gut gemeinten Schreiben erschienen doch nur wenige persönlich, und diese kamen so langsam an, daß er beynabe drey Monate warten mußte, bis er den Reichstag eröffnen konnte. So sehr liebten sich Deutschlands Stände die Reichswohlfaht angelegen seyn! Ferdinand schilberte beym Anfange der ersten Reichstagesitzung den Ständen die Lage des Reichs auf die treffendste Art, führte ihnen zu Gemüthe alles dasjenige, was er zum Wohlstande desselben nützlich zu seyn erachtete, und gab sich alle erdenkliche Mühe, sie zur Thätigkeit anzueisern. Sie hörten seine Reden mit Bewunderung an, thaten aber wenig, was dem Reich frommen konnte. Es verstrich fast ein halbes Jahr, bevor sie nur unter sich einig werden konnten, über welchen Gegenstand man zuerst handeln wolle. Und nachdem sie hierüber sich einverstanden hatten, verfloßen abermals drey Monate, ehe der Abschluß zu Stande kam, nach welchen der Passauer Vertrage zu einem gesetzmäßigen Frieden erwuchs, und eine allgemeine Verordnung der Religionsverhältnisse wegen erlassen wurde. Ferdinand harrete die ganze Zeit hindurch mit aller Geduld aus, obschon seine Gegenwart in seinen eigenen Erbländern wegen der Gefahr eines Ueberfalls der Türken höchst nothwendig wurde, er wollte die Ruhe Deutschlands sichern und fest gründen, und wich also nicht eher, bis der Religions- und allgemeine Friede gestiftet war.

Seinen Sohn Philipp auf den Kaiserthron zu

erheben, hatte Kaiser Karl noch immer die Absicht, darum machte er auch neue Versuche, den König Ferdinand zu bereben, ihm jenen zu überlassen: als aber dieser nichts davon hören wollte, stund er von seinem Vorhaben ab, und entschloß sich dem Reiche zu entsagen, und die Kaiserkrone in die Hände der Kurfürsten niederzulegen. Als Ferdinand diesen Entschluß seines Bruders vernahm, suchte er ihn ernstlich davon abwendig zu machen, und ließ ihn durch seine beyden Söhne Ferdinand, und Maximilian bitten, es nicht zu thun. Allein jetzt beharrte Karl auf seinem Entschlusse, und legte die Regierung all seiner Reiche und Staaten nieder. Die Deutschen krönten jetzt Ferdinanden zu ihren Kaiser.

Ferdinand war Kaiser als solcher wollte er Deutschlands Ansehen bey den auswärtigen Mächten geltend machen. Da ihm nun der König von Frankreich, Heinrich der Zweyte, durch seinen Botshafter Bourdillon zur Kaiserwürde Glück wünschen ließ, und sich ihm, und dem Reiche zu aller Freundschaft anboth, antwortete er: „Wenn Heinrich dem Reiche die abgenommenen Reichsstädte Toul, Metz, und Verdun, wieder würde zurückgestellet, und seine Worte durch Thaten erwiesen haben, so wolle er ihm Glauben bey messen.“ Die innere Ruhe und Sicherheit ungestört zu erhalten, die Gerechtigkeit unbefangen auszuüben, war sein Hauptgeschäft, darum legte er einen edeln Grumbach in den Reichsbann, weil er sich erfrecht hatte, eine Fehde wider den Bischof zu Würzburg anzufangen, und ihn sogar ermordete, das Kapitel

brandschäfte, und es zu einen unerlaubten Vergleich zwang. Da auch die Aunverwandten des geächteten Markgrafen Albrecht zu Brandenburg, mit den Verbündeten, welche mit dem Markgrafen den Ucht vollstreckt, und ihn von seinen Ländern verjagt hatten, in Streit geriethen, weil diese die eroberten Länder nicht wieder herausgeben wollten; so sprach Ferdinand als Richter, befohl die weggenommenen Besitzungen den Aunverwandten des Markgrafen zurückzustellen, und legte noch dazu den Verbündeten auf, den Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg, hundert fünf und siebenzig tausend Goldgulden zu bezahlen, weil sie einige seiner Festungen zerstört hatten. Denn ob schon Albrecht nach aller Rechtsform, und den Reichsgesetzen gemäß war geächtet worden, so glaubte doch Ferdinand, daß mit seinem Absterben auch die Strafe aushören müsse, und seinen wegen die unschuldigen Aunverwandten nicht auch leiden sollen; demnach drang er darauf, daß sie alles verlorne wieder bekamen; und war somit eigentlich der Retter des brandenburgischen Hauses. Drey Jahre vor seinem Tode fühlte Ferdinand eine große Abnahme seiner Leibes und Seelenkräfte, er wünschte daher, seinem Alter eine Stütze zu geben, und seine Reiche, und Länder seinem ältesten Prinzen Maximilian zu verschaffen. Bey den Böhmen fand er hierin keine Schwierigkeit, nicht so geschwind gieng dieß Geschäft bey den Hungarn. Er hatte die Vornehmsten dieses Reichs nach Wien zu einer Versammlung eingeladen, um über ersterwähnten Gegenstand mit ihnen zu sprechen. Fast alle, außer wenigen er-

schienen, und er hielt dann folgende Rede an sie:
 „Zeit jener Zeit, als ich durch Gottes Beystand den
 hungarischen Szepter erhalten habe, wurde von mir,
 wie ihr euch dessen erinnern könnet, nichts unter-
 lassen, was zum Vortheile des Reichs gedeihen konnte.
 Ich habe diesem alles nachgesetzt, es vorzüglich ge-
 liebt, und für eure Bedürfnisse, und die Vertheidi-
 gung desselben alles dasjenige mit Vergnügen, und
 größter Sorgfalt hergegeben, was ich an Schätzen,
 Mannschaft, und Geld nicht nur aus selbst haben
 konnte, sondern auch, was ich aus meinen andern
 Reichen und Ländern, wie auch aus denen meines
 Bruders, und dem deutschen Reiche an Hülfsmitteln
 erhielt. Ich habe meine ganze Regierungszeit hin-
 durch den Staat durch Verzeihung, Nachsicht, Schenk-
 ung, und andre königliche Mittel so verwaltet, daß
 es mir zur Natur geworden ist, mich um euch sowohl
 im Allgemeinen als im Besondern verdient zu machen,
 und euch wohl zu thun, und ich glaube, daß kaum
 einer unter euch ist, welchen ich nach Zeit und Ge-
 legenheit eine kleine, oder ansehnlichere Wohlthat
 zu erweisen, ein Bedenken getragen habe, worüber
 ich euch gegenwärtige als Zeugen aufrufe, damit ich
 andere nicht anführe, die entweder wegen Staats-
 oder Privatgeschäften nicht erscheinen können, oder
 aber die seit dreßzig, und mehreren Jahren verstor-
 ben sind, und durch meine Freygebigkeit bereicherte
 Erben hinterlassen haben. Nebstbey habe ich zur
 Führung, und Abwendung der vielen und grossen
 Kriege, womit unmenbliche Barbaren dieß Reich
 überzogen, alles angewendet, was menschliche Ver-

kunft und Kräfte zu erdenken, und vorzusehen vermochten; ich habe nicht nur Deutschland, sondern alle Könige und Fürsten Europens durch Gesandtschaften um Beystand, und zwar nicht fruchtlos angegangen, und Waffen, Geld, Soldaten, Feldherren, und Kriegsheere zur Zeit der Noth bereit gehabt. Und wenn der glückliche Erfolg uns nicht entsorah, so ist dieses nicht der Tapferkeit und dem Hellemuthe der Feinde, nicht dem Ueberstande und der Feigheit unserer Truppen, sondern der Macht und dem Willen eines höheren Wesens zuzuschreiben. Jetzt aber, da ich fühle, daß mein Ende sich nähert, indem meine Kräfte schwinden, glaube ich, es sey kühlig von mir, und auch rühmlich und nützlich, daß ich zeitlich auf einen Nachfolger von mir bedacht sey, und euch meinen Sohn Maximilian hiezu empfehle, den in Kurzem Böhmens Diadem zieren wird, und den auch Deutschlands Fürsten als meinen Nachfolger zu bestimmen, kein Bedenken tragen werden. Ich folge hierinn dem Beispiele der Königin Maria, und meines Schwiegervaters des Königs Ladislaus, derer jene ihren Gemahl Sigwund, der nachmals regierte, dieser aber seinen dreijährigen Prinzen Ludwig als Nachfolger erklären, und krönen ließ. Sowohl das blühende Alter, als auch die fürstlichen Tugenden müssen euch meinen Sohn empfehlen, die seinen Nahmen bereits in Spanien und Deutschland, und in der ganzen Christenheit berühmt gemacht haben. Ich hoffe aber auch, wenn mich meine Vaterliebe nicht täuscht, daß er mit größter Sorgfalt euer Reich beschützen, eure öffentliche

und Privatwohlfaht befördern, durch Wohlthaten und Freygebigkeit euch ſich verbindlich machen, die ſtolzen Feinde von euren Gränzen durch einen glücklichen Waffenfortgang entfernen, und auf ſolche Weiſe euch in allen Dingen genug thun wird. Ihr werdet alſo, wie ich mir ſchmeichle, meinem Verlangen entſprechen, und mir freywillig antragen, was ihr von Rechtswegen zu thun, verpflichtet zu ſeyn ſcheinet. Und wenn ihr nun eure Stimmen, wie es euer Amt und eure Pflicht iſt, und ich zu hoffen berechtigt bin, mit meinem nicht unbilligen Wunſche, und eurem eignen Vortheile werdet vereiniget haben, ſo werde auch ich die größte Belohnung für alle meine Wohlthaten gegen euch erhalten." So ſprach der erhabene Fürſt, und alle hörten ihn mit groſſen Stillſchweigen, und Beyfalle zu.

Allein der Palatin Thomas Nabaſdi erhob ſich, und bath um die Erlaubniß zu reden, nicht um dem Fürſten zu widerſprechen, ſondern um ſeine Pflicht zu erfüllen, und jenes vorzutragen, was er wegen der allgemeinen Freyheit der Nation zu ſagen be müßiget ſey. Er läugne nicht, ſo ſprach er: daß die Nachfolge im Reiche ſeinen Kindern gebühre, die alle drey mit den herrlichſten Eigenſchaften der Natur begabt ſeyn, und ſeltene Tugenden beſäßen, dieß könne nicht bezweifelt werden, jedoch ſo, daß die Stände das Recht einer freyen Wahl hätten, welchen aus den dreyen ſie zu ihren König haben wollten. Der Gemahl Mariens ſey vorhero gewählt worden, bevor man ihm die Krone aufgeſetzt habe;

beyhm Ludwig habe keine Frage über die Wahl ent-
 stehen können, weil er der einzige gewesen. Jedoch
 jetzt hange es nicht von der gegenwärtigen Versamm-
 lung, sondern von den Stimmen des ganzen Land-
 tags ab, welchen aus ven dreyen die Nation zum
 Fürsten verlange, damit nicht die Wahlrechte ver-
 mindert, oder verlegt werden möchten. So lange
 er selbst lebe, so verlange weder er, noch der Adel,
 dessen Zuneigung ihm bekannt sey, einen andern
 König, als ihn, dessen Freygebigkeit, Muth, Ge-
 lindigkeit und Milde sie seit fünf und dreyßig Jahren
 verehrt, und durch Treue und Gehorsam hochgeach-
 tet hätten. Sollte Seine Majestät, was Gott ver-
 hute, einst mit Tod abgehen, so werde die Reichs-
 versammlung überlegen, welchem sie das Reich über-
 tragen wolle. Dieses habe er nicht verschweigen
 können, sowohl um seine eigene Gesinnung an Tag
 zu legen, als auch die öffentliche Freyheit aufrecht
 zu erhalten. Er werde aber weder jetzt, noch zu
 irgend einer andern Zeit den Absichten des besten
 und gütigsten Königs, noch des Prinzen Maximilians
 widerstreben, da nichts so groß, und erhaben sey,
 was nicht der Großmuth und ihren Tugenden, und
 Verdiensten um das Königreich Hungarn nach Recht
 und Billigkeit gebühre.

Das, was der Palatin gesagt hatte, drang tiefer
 in die Seele Ferdinands, als man vermuthet hatte;
 denn er hatte durch einige zweydeutige Anzeigen
 vernommen, der Palatin habe mit seinem Sohne
 Ferdinand im Türkentriege Freundschaft gepflogen,

und sey diesem geneigter, als dem Maximilian, habe sich aber dieses zu sagen nicht getraut. Er sagte daher auch darauf nichts anders, als der erwähnte Gegenstand erfordere eine andere Zeit, und Gelegenheit, und somit entließ er für diesmal die Versammlung.

Nach aufgehobenen Wahlgeschäst in Hungarn betrieb nun Ferdinand die Krönung Maximilians in Böhmen, die bald erfolgte, und dann die Wahl desselben zum römischen König, wobey er glücklich war. Dieses aber schleunig zu bewirken, bewogen ihn weder Ehrgeiz, noch Vergrößerungssucht, sondern Fürsorge, und Liebe für die ihm untergebenen Länder, und Völker. Er wollte jenen Sährungen und Zwistigkeiten vorbeugen, die fast immer während eines Zwischenreiches zu entstehen pflegen, und welche in dem damaligen Zeitlaufe desto mehr zu fürchten waren, weil die Verschiedenheit der Religionsmeinungen ohnedieß die Gemüther in einer gewissen Spannung erhielt, sie trennte, und die Ruhe nur dem äußern Scheine nach in Deutschland hergestellt war. Wie leicht konnte ein neuer Religionskrieg ausbrechen, und eine allgemeine Verwirrung entstehen, wenn er ohne einen bestimmten Nachfolger mit Tode abgehen sollte. Diese Uebel zu hindern, schlug er den Kurfürsten seinen Sohn zum römischen Kaiser vor, und empfahl ihn denselben mit den merkwürdigen Worten: Maximilian sey mit hoher Vernunft, Schicklichkeit, Milde und Sanftmüthigkeit, auch allen andern fürstlichen Tugenden, und

guten Sitten trefflich begabt, von gerechten, ehr und friedliebenden Gemüthe, trage besondere Zuneigung gegen das Reich deutscher Nation, und seye begierig dessen Ehre und Wohlfahrt zu befördern. Endlich sey er auch sechs der vornehmsten europäischen Sprachen kundig, um selbst mit den fremden Mächten reden zu können." Man könnte dieses Lob, welches Ferdinand seinem eigenen Sohne gab, ein wenig unschicklich finden, allein er dürfte dieses ungeschweht von ihm sagen, weil Maximilians löbliche Eigenschaften ohnedies allgemein bekannt waren. Und eben darum trug auch keiner der Kurfürsten, außer dem von der Pfalz, ein Bedenken ihm seine Stimme zu geben. Der Pfälzer besorgte: das Reich möchte den jungen römischen König unterhalten müssen, und die Türkensteuer werbe kein End nehmen. Aber Ferdinand erwiederte hierauf männlich und wahr. Wenn er seine Unterhaltung vom Reiche haben sollte, würde er wohl schmale Bisklein essen müssen. In Betreff der Türkenhilfe habe er keinen Pfennig vom Reiche erhalten, den er nicht dazu verwendet habe, dasselbe vor diesen mächtigen Feinde zu schützen, er habe vielmehr den Ständen aus dem Ceinigen grosse Summen vorgeschossen, und es sey ihm nicht lieb, daß er zu Zeiten die Reichsstände um Hilfe, und Mitleiden anrufen müsse, und er würde sie gewiß verschonen, wenn seine Erbkönigreiche, und Lande nicht gänzlich erschöpft wären. Die Türken seyn ja nicht seine Feinde allein, sondern der ganzen Welt, und es sey ja besser seines Nachbars Haus vor dem Feuer zu retten, als es an sein eignes

können zu lassen, wenn er ja nicht Kaiser wäre, würde man ihn doch als Nachbarn, und als einen Reichsstand nicht ganz ohne Hilfe und Rettung lassen." Viele Wahrheit in wenig Worten! Der Kurfürst von der Pfalz begriff sie, weil sie einleuchtend war, und sagte sich nach dem Wunsche desselben:

Bevor Maximilian als König von Deutschland ausgerufen wurde, gab ihn Ferdinand folgende väterliche Lehre: „Er soll stets Gott seinen Herrn, die Kirche, Religion, und Gerechtigkeitspflege vor Augen haben; sie ohne Ehen, und jemandens Rücksicht jedermann aufrichtig und tapfer ertheilen, das deutsche Reich, die Nation, und die Kurfürsten nebst andern Fürsten und Ständen sich bestens anempfehlen seyn lassen. Wofern er dieses thäte, würde ihn Gott nicht verlassen. Würde er es aber nicht thun, dessen er aber sich von ihm nicht vorsehe, so wolle er ihn lieber todt, als lebendig sehen.“ Diese letzten Worte sprach er mit solchem Affekte, daß ihm die Thränen in die Augen tratten.

Die Krönung Maximilians wurde durch das besondere Schauspiel verherlicht, daß ein türkischer Botschafter Ibrahim sich dabey einfand, welcher den Kaiser das von Solimann dem Zweyten unterfertigte Waffenstillstands-Instrument überbrachte, wodurch Ferdinand auf acht Jahre Ruhe in Ungarn erlangte. Zwar mußte er sich zu einen jährlichen Tribut von 30,000 Dukaten bequemen, dergleichen noch keiner seiner Vorfahre bezahlt hatte.

Allein die Nothwendigkeit der Zeitumstände, und die Lage des hungarischen Reichs verlangten dieses grosse Opfer. Die Macht der Pforte hatte damals den höchsten Gipfel ihrer Größe erreicht, unzählbar waren ihre Truppen; wo sie erschienen, siegten sie, oder wenn sie auch ein- oder das anderemal geschlagen wurden, so brachen sie mit grösserer Macht wieder hervor. Hungarn war durch mehrere Niederlagen, und durch die bey Mohacz schon entkräftet, als Ferdinand das Reich erhielt; dazu kam nun auch die Faktionwuth, und Uneinigkeit der Stände desselben, wodurch selbst jenes Gute, so einige Siege Ferdinands für dasselbe hätten hervorbringen können, vereitelt wurde. Die deutschen Länder Ferdinands waren ebenfalls durch die Türkenkriege an Mannschaft und Geld gänzlich erschöpft; Böhmen und die damit vereinigten Länder konnten die Last allein nicht tragen, und sie konnten ihnen auch nicht zugemuthet werden, Deutschland hätte zwar vieles thun können, allein die Religionszwiste verhinderten es. Italien hatte an seinen eignen Wunden zu heilen, die es mit den Kriegen mit Frankreich empfangen hatte. Spanien bedurfte gleichfalls der Ruhe. Die übrigen Staaten Europens waren entweder zu weit von dem Kriegsschauplatz entfernt, oder an sich zu schwach, oder zu dürftig, als daß sie Ferdinand hätten unterstützen wollen, oder können.

Der Kaiser, nachdem er zu Frankfurt alles nach seinem Wunsche vollendet hatte, gieng den Rhein herauf nach Schwaben, dann durch das Elß, und

endlich nach Innsbruck, wo er einige Zeit von der Beschwerlichkeit seiner Reise ausruhte. Von da aus schrieb er an die Magnaten, und den K^{önig} von Ungarn, und empfahl ihnen abermals Maximilian zu seinen Nachfolger. Er hoffte jetzt sie in einer besseren Stimme zu finden, indem der Palatin Madasdi, dessen Einfluß groß, und mächtig war, bereits das Zeitliche gesegnet hatte. Von Innsbruck gieng er zu Wasser nach Wien ab, wo er am 1ten July anlangte, und sogleich einige nach Pressburg abschickte, alles zur Krönung Maximilians vorzubereiten, da ihm jetzt die Nation zu willfahren sich geneigt zeigte. Er kam zur bestimmten Zeit selbst nach Pressburg, eröffnete den Land, und sah endlich seinen Sohn auch auf den hungarischen Thron erheben. Er kehrte vergnügt nach Wien zurück.

Fast drey und vierzig Jahre lang hatte jetzt Ferdinand die Bürde der Regierung getragen, sich um die katholische Religion, um seine Erbstaaten, und das deutsche Reich wichtige Verdienste gesammelt; überall den Frieden hergestellt, und einen seiner würdigen Thronfolger bestimmt; er war nun reif für ein besseres Leben. Ein schleichendes Auszehrungsfeber entkräftete ihn nach und nach, und da er eines Morgens die Füße waschen wollte, überfiel ihn ein so heftiger Schwindel, daß er ohne Kennzeichen eines Lebens zu Boden sank. Indessen erhobte er sich wieder, und sprach zu seinem Hofprediger Zithard: „Ihr habet geglaubt, ich würde nicht wieder aufleben: allein ich bin gewiß, daß ich vor Pfing-

sten nicht sterben werde," und nachdem diese gekommen waren, sagte er: „Der heilige Geist will, daß ich vor den St. Jakobstag nicht sterben soll, damit ich so, wie dieser Apostel, als ein Fremdling bey den Spaniern, außer meinem Vaterlande mit Tode abgehen soll." Von dieser Zeit an befand er sich täglich schlimmer, und die Arzte mußten ihn auf sein Verlangen immer Arzneyen geben. Als aber diese nicht anschlugen, überließ er sich einem Quacksalber, dem sogenannten Kräuteldoktor, der sich anheuschig machte, ihn in Zeit von neun Tagen seine Gesundheit wieder zu verschaffen. Er gab ihm täglich einen Trunk von achtzehn Unzen, und als dieser nach einem Monate keine Wirkung hervor brachte, fieng er an zu schmirren, und ihm gepulverte Aranswurzel einzugeben. Wider dieses Mittel sträubte sich der Leibarzt Doctor Erato: allein die Militärzte überstimmten ihn, und hießen das Pulver gut.

Während der Krankheit betrug sich Ferdinand sehr gelassen, zuweilen sagte er: Er sey mit dem Tode verbunden, und weigere sich nicht zu sterben, denn wenn seine Vorfahren nicht gestorben wären, würde er ihrer Menge wegen entweder ein Bauer, oder Hirt haben werden müssen, und sohin kein Kaiser geworden seyn; es sey also billig: daß auch er den Seinigen Platz mache, damit sie zu gleicher Würde gelangen möchten, so lange Gott sie ihnen verleihen wolle." Oft bath er Gott: „Er möge ihm offenbahren, wenn er jemanden beleidiget hätte,
da

damit er das Unrecht abbitten, und den zugesügten Schaden wieder gut machen könne. Am Jakobus-
tag selbst verrichtete er seine Beicht; empfing das
letzte Abendmahl, und machte sich gefaßt zur letzten
Reise. Noch am nemlichen Tage gab er in der Frühe
Audienz, hielt einen geheimen Rath, und unter-
schrieb bey hundert und dreyßig Schriften verschie-
denen Inhalts. Da ihn der venetianische Bot-
schafter ermahnte: „Er möchte doch bey seiner so
grossen Schwäche sich schonen,“ antwortete er ihm:
„Wenn ich das Kaiserthum, und mein Land und
Leute nicht aufgeben will, so bin ich auch schuldig
und verbunden, jedermanns Gesuch zu befördern,
und ihm Recht zu erweisen. Mir hat Gott das
Kaiserthum, und die Reiche empfohlen, und anber-
trauet, darum will ich auch darinn arbeiten bis in
den Tod.“ — Eben so antwortete er dem Franz Ba-
thiani, der ihn bath von seiner angestregten Ar-
beit nachzulassen. „Er sey zur Arbeit geböhren, und
finde sich damit nicht beschwehrt, sie sey ihm viel-
mehr zur Erquickung, und Wohl lust.“ Wirklich ar-
beitete er fort, bis gegen vier Uhr Nachmittag, wo
er auf die Anzeige seiner Aerzte, daß sein Puls ab-
nehme, und sich zu verlihren scheine, den römi-
schen König Maximilian zu sich kommen ließ, ihm
als ein liebevoller Vater noch einige weise Lehren
gab, wie er regieren, die Religion aufrecht erhalten,
und schirmen soll; ertheilte ihm dann seinen See-
gen, und entließ ihn mit dem Auftrage: „Er möch-
te der Königin Anna, Gemahlin des Herzogs Al-
brecht von Bayern eine gute Nacht sagen;“ hier

auf fragte er seine Aerzte nach der Uhr, und ob er schlafen dürfe, und als sie ihm sagten, es sey noch zu früh, legte er sich auf die Seite sprechend: Aber der Schlaf überfällt mich schwer? Die Aerzte fühlten nach den Puls, und er fragte, wie sie ihn fänden, dann fragte er den Leibarzt Erato: „Wie befinde ich mich?“ dies waren seine letzten Worte, er entschlief kurz darauf und erwachte nie wieder zu diesem Leben. Er hatte schon mehrere Jahre vorher seinen letzten Willen aufgesetzt, diesem noch einen schriftlichen Aufsatß beygelegt, und zugleich verordnet, diesen nicht eher, als nach seinem Tode, und in Gegenwart seiner drey Söhne zu eröffnen. Der Aufsatß enthielt Ermahnungen eines zärtlichen Vaters an seine Söhne.

Wenn ja ein Mann verdiente Monarch zu seyn, so war es Ferdinand; denn er machte sich seinem Reiche durch seine Privat- und öffentlichen Tugenden würdig, und bedurfte des Glanzes seiner hohen Herkunft nicht. Täglich stund er ohne Rücksicht der Jahreszeit um fünf Uhr auf, und steht, so bald er angekleidet war, die Gottheit um Weisheit und Beystand zu seinen schweren Regentenpflichten an. Gottes Gegenwart hielt er immer vor Augen, nahm Glück und Unglück gelassen von seiner Hand an, und nichts war vermögend, ihn aus dem Stande seiner Seelenruhe heraus zu werfen. Alle seine Reden und Handlungen giengen nur auf das allgemeine Beste seiner Staaten, und besonders auf die Wohlfahrt des deutschen Staatskörpers; und er war

unstreitig, selbst nach dem Zeugniß eines Franzosen, einer der besten Kaiser für Deutschland. Er vergaß, sobald er den Kaiserthron bestiegen hatte, daß er in Spanien geboren, und Oesterreich sein Haus sey. Er kannte keinen Eigennutz; darum machten ihm auch einige den Vorwurf; er sehe zu viel auf das allgemeine Wohl, und zu wenig auf sich selbst, und seine Familie. Seine mildthätige Hand kam jedem Nothleidenden zu Hilfe, und er gab einem seiner Kammerherren einen scharfen Verweis, weil er ein armes Weib mit ihrer Bittschrift zurück gewiesen hatte, dem sagte er: „Wenn wir armer Leute Klagen nicht anhören, so wird uns Gott auch nicht erhören, wenn wir ihm unsere Noth klagen.“ Auf seine Bediente und Hausleute nahm er vorzügliche Rücksicht, und keiner aus ihnen konnte sich beklagen, daß er ihn vergessen habe. Er hielt ein eignes Verzeichniß aller derjenigen, die er ihrer Verdienste wegen beschenkt, oder welchen er ihrer Kinder wegen etwas gegeben hatte. Er wußte den Namen, die Lebensart, und die Ausübung eines jeden; er ermahnte, oder strafte, wenn es seyn mußte, die ihre Pflichten verabsäumten, oder unanständige Sitten zeigten. Wer sich besserte, den belohnte er, wer es nicht that, dem ließ er seine Ungnade fühlen; gieng aber einer in sich, und erkannte seinen Fehler, so nahm er ihn wieder zu Gnaden auf, und schien alles Vergangene vergessen zu haben. Zorn und Haß waren ihm unbekante Leidenschaften, Schimpfswörter hörte man nie aus seinem Munde, auch redete er niemals nachtheilig von andern, selbst nicht von sei-

nen Feinden. Tugend war ihm heilig, sicher bey ihm die Unschuld, aber Laster und Verbrechen straffe er als Richter. Niemals erlaubte er sich selbst zu thun, was er an andern mißbilligte. Und so war sein Lebenswandel die Richtschnur für andere. Bey Bestrafung der Verbrecher ließ er vorzüglich die Milde Platz greifen. Seine Gelindigkeit süßten vorzüglich die Söhne des Satzianers; er ließ ihnen alle Güter dieses feigen Geldherrn und treulosen Verräthers. Man konnte noch mehrere Beyspiele von seiner Milde anführen; allein die hererzählten, und das noch folgende werden die Leser hinlänglich von selber überzeugen. Es wurde einst ein Wilddieb eingekerkert, und man gab ihm hieb von Nachricht gerade in einer Stunde, wo er verdrüßlicher Laune war. Im Unwillen sprach er: „Man steche ihm die Augen aus.“ Aber kaum waren diese Worte seinem Munde entfahren, als er schwieg, nachdenkend wurde, und sodann seinen Ausspruch widerrief, indem er zu den Gegenwärtigen sagte: „Ich habe die Sache reifer überlegt, und kann keinen Grund finden, warum ich blos meines Vergnügens wegen einem Menschen dasjenige rauben soll, was ich ihm nach seiner Befserung nicht wieder ersetzen kann. Gut und Geld kann ich wieder geben, aber Augen austechen, und sie wieder einsetzen, einen den Kopf abschlagen, und ihn wieder aufsetzen, das vermag nur Gott. Und weil es so ist, so strafe man den Verbrecher an seiner Habe, auf daß er Zeit gewinne, sich zu bessern.“

Nach verrichteter Morgenandacht begab sich Fer-

Einand in sein Kabinet, und dachte den Maafregeln nach, welche er zum Besten seiner Völker allenfalls bey seiner Regierung anwenden könnte, durchlas dann die eingereichten Bittschriften, Staatsbriefe und Berichte, die Rechtshändel, die Reserate seiner Räte und Minister, unterschrieb und fertigte alles ab, was nöthig war. Eben so beschäftigte er sich Nachmittags. Oft schlief er ganze Nächte nicht, und brachte sie mit Nachdenken zu, wie er seinen Unterthanen Frieden, und ein behagliches Daseyn verschaffen möge, denn kein Ding in der Welt vergnügte ihn mehr, als seines Volkes Friede. Nie überließ er sich dem Hange nach Ergößlichkeiten, und gar oft sagte er in vertraulichen Gesprächen. „Er sey nicht um seiner selbst Willen zur Höhe, und Würde eines Monarchen erhoben worden, man habe ihm das Reichthum nicht in die Hände gegeben, um sich den Wollüsten und Vergnügungen zu überlassen. Es sey ein anders, der Erbe eines Privatmannes zu seyn, und ein ganz anders, in einem Reiche nachzufolgen. Jener könne sein väterliches Erb genießen, und zu seinen Besten verwenden: ihm aber, dessen Händen Gott so viele Völker anvertrauet habe, käme nichts zu Gunsten, als daß er durch seine Sorgen und Arbeiten den Nutzen derselben, und durch seine Wachsamkeit und seinen Schweiß ihre Ruhe befördere.“ So dachte, so handelte er stets unermüdet in seinem Berufe.

Als er sich zu Prag wegen eines Landtages einige Zeit aufhielt, so nahm er sich unter andern Geschäf-

ten auch vor, über die Rechtshandel des Abels, und der Großen des Reichs zu erkennen. Er brachte ganze Tage damit zu, und hob bey dieser Gelegenheit jene ungerechte und verderbliche Gewohnheit, nach welcher die Mächtigen und Reichen den Mittelmann, oder die niedrige Volksklasse nach ihrer Willkühr durch Aufschub der Prozesse oft viele Jahre lang hinhielten, um sie auf diese Weise entweder endlich zu ermüden, und um ihr Recht zu bringen, oder aber abwarten zu machen, bis der Tod den Handel endigte. Zwey ganze Monate brachte er unausgesetzt einzig damit zu, die liegenden alten Akten der angefangenen Prozesse zu untersuchen; die Partheyen anzuhören, ihnen zu antworten, und dieses alles mit so einer Geduld, daß diejenigen, welche ihn zu diesem Geschäfte gerathen hatten, eher müde wurden, der Untersuchung beizufügen, als er selbst, mit Hören und Antworten. Obschon er mit sehr vielen, und häufigen Arbeiten der Staatsverwaltung überladen war; so hatte er doch nur wenige, aber desto geschicktere, und emsige Männer zu Gehülfsen. Johann von Trenzen, und Rudolph von Harrach waren die Männer, welchen er sein Vertrauen schenkte, weil sie dessen würdig waren; denn ihr Geist war aufgeklärt, ihr Herz edel, und gut, geprüft ihre Treue, und gründlich ihre Einsicht in der Staatskunde. Wenn Ferdinand durch angehaltenes Arbeiten an seinen Geistes und Leibeskräften ermüdet war, so erlaubte er sich einige Stunden zur Erholung, und gieng auf die Jagd. Busbek, aus welchem das bisher angeführte größtentheils entnommen ist, versichert; er habe selbst einmal über

Lisch mit Ferdinand gehört, wie er gesagt: „Ich habe meine Pflicht erfüllet, alle Geschäfte sind erschöpft, die Schreibschrank ist geleert, nichts liegt mehr übrig in den Kanzleyen, so mich zurückhalten könne, meine noch übrige Zeit für meine Gesundheit zu verwenden.“ Er begab sich also auf die Jagd, kam erst spät in der Nacht nach Haus, war froh einen Eber, Bärn, oder Hirschen erlegt, und sich müde gegangen zu haben; er gieng ohne Speise und Trank zur Ruhe, denn niemaal pflegte er etwas zu Nachts zu speisen. Seine Mittagsmahlzeiten waren sehr nüchtern und sparsam, er aß wenig, trank nur zweymal, und die Tafel war zu Ende. Indessen würzte er seine Mahlzeiten nach sokratischer Art mit unterrichtenden Gesprächen, die er mit Gelehrten und Künstlern hielt. Da er sehr wißbegierig war, so forschte er nach allerley Kenntnissen, warf verschiedene Fragen auf, machte Einwürfe, und Bemerkungen, und theilte ihnen auch seine Meinung mit. So erwarb er sich ohne grosse Mühe einen reichen Schatz von Kenntnissen, und es gab wenig Gegenstände, die ihm gänzlich unbekannt geblieben wären. Er schätzte die Gelehrsamkeit wegen ihres Nutzens, und wichtigen Einflusses auf die Menschen, und eben darum wies er auch gelehrten Männern angemessene Staatsdienste an, in welchen sie Gelegenheit hatten, Gutes zu wirken; er belohnte sie, und ließ keinen, der auch nur den Schatten irgend einer Gelehrsamkeit besaß, traurig von sich gehen. In seiner Jugend las er sehr fleißig des berühmten Erasmus von Rotterdams Werken, vom Unterrichte

eines Fürsten. Mit eben diesen unterhielt er sich persönlich in den Niederlanden, und wechselte noch als König Briefe mit ihm. In reifern Jahren war seine vorzüglichste Lektüre das Werk des Cicero, von den menschlichen Pflichten. Dieses hatte er sich so eigen gemacht, daß er gelegentlich ganze Stellen daraus aus dem Gedächtnisse anführen konnte. Mit diesem verband er das Lesen der Geschichte, weil er sie allein für die getreueste Lehrerin der Regenten hielt.

Indem er aber die Gelehrten aus dem Staube hervorjog, ihnen oft wichtige Staatsämter anvertraute, so wurmte dieß einigen Feinden dieser Männer bey Hofe, und sein Obristlagermeister, welcher nach dem Ausdrucke eines alten Schriftstellers mehr von Hunden, als Büchern verstand, zog bey jeder Gelegenheit wider die Gelehrten los. Ferdinand ließ ihm dieses lange Zeit ungehindert hingehen. Da er aber immer wieder das alte Lied anstimmte, fand Ferdinand es für heilsam, ihn zum Schweigen zu bringen, und durch seine Demüthigung alle übrige seines gleichen zu beschämen. Er überschickte ihm daher ein Päckchen Briefe, mit dem Bedeuten, ihm unverzüglich einen Auszug daraus zu machen. Jest war guter Rath bey dem Hofmanne theuer. Er wußte nicht, wo, noch wie er es angreifen soll, dem Befehle des Monarchen Genüge zu leisten. Nachdem er alles überlegt hatte, entschloß er sich zum Monarchen zu gehen, und ihm offenherzig sein Unvermögen und seine Unwissenheit in dergleichen Geschäften zu

gegeben. Er that es, und Ferdinand gab ihm die Lehre, sprechend: „Wir wollen es also gut seyn lassen, aber laß mir in Zukunft diejenigen mit Ruhe, welche dergleichen Dinge gelehrt haben, und verstehen, weil du jetzt einsehst, daß ein Fürst zu Regierung seiner Länder mehr gelehrte Leute, als Hunde und Ritter bedarf.“

Zur Aufnahme der Wissenschaften gründete er das Ferdinandenm zu Prag, die Universität zu Bosancon, und zu Innsbruck; beschenkte die Wiener hohe Schule mit besondern Freyheiten und Vorzügen, rief berühmte Gelehrte als Lehrer dahin, und ließ in allen seinen Staaten kund machen: daß, wer immer der Studien wegen nach Wien kommen wolle, seiner Gnade, seines Schutzes, und ganz vorzüglicher Freyheiten gewärtiget seyn soll. Da sich damals die Jesuiten, die so eben aufblühten, durch gelehrte und geistreiche Männer auszeichneten, und sich mit dem Unterrichte der Jugend beschäftigten, so führte er sie auch in seinen Staaten ein. Wenn er aber Künstler, und Gelehrte schätzte, so konnte er hingegen Schaalkörpe, Hofnarren, Vossentreisser, und Gaukler jeder Art, so wie glänzende Müßiggänger nicht leiden. Er kannte auffer seinen Erholungskunden auf der Jagd keine angenehmern, als welche er im Zirkel seiner Familie zubrachte. Seine tugendhafte Gattinn liebte er aus ganzem Herzen, und er ruhte gerne in ihren Armen von seinen drückenden Regierungsforgen aus. Sie vergalt ihm seine Liebe und Zärtlichkeit auf gleiche Weise, war die treueste

Gefährtin, und Freundin seines Lebens, blieb ihm stets zur Seite, und begleitete ihn fast bey allen seinen Reisen. Dieses wollte einigen Hofleuten nicht gefallen, und einer derselben stellte ihm vor, die Reise der Kaiserin sey jederzeit viel kostspieliger, als seine eigene, weil sie jedesmal ein sehr grosses Gefolg mit sich führe. Es würde vieles können erspart werden, wenn sie manchmal zurückbliebe. Ihm erwiederte Ferdinand. „Es sey besser, ein Fürst verwende einige Summen auf seine Gemahlin, als auf Bühlerinnen.“ Sie gieng vor ihm mit Tode ab, und er blieb Wittwer; denn ihr Andenken lag unauflöslich in seiner Seele, und oft gieng er in einsamen Stunden zu ihrem Grabe, weinte und sprach: „Hier liegt nach Gott mein größter und liebster Schatz auf Erden.“

So wie er ein Beyspiel der ehelichen Liebe war, so war er es auch in der brüderlichen. Es hatte nur von ihm abgehungen, seinem Bruder in seinen Reichen die größten Verwirrungen zu verursachen, und ihm vielleicht sogar um die Krone Spaniens zu bringen, und Deutschlands Herrscher zu werden. Er hätte sich nur die Gunst und Zuneigung der spanischen Nation zu Nutzen machen, und sich in Deutschland an die protestantischen Fürsten anschließen dürfen. Aber er war weise, und klug, wußte zu gut, was ein Bruder dem andern schuldig ist, als daß er dergleichen Vorschläge, die ihm wirklich waren gemacht worden, jemals Gehör geben wollte. Er betrachtete das Uebel, so aus einem Bruderwitz

entspringen konnte, und begnügte sich darum gerne mit seinem Loose. Er unternahm sogar als römischer König kein einziges Geschäft, ohne Vorwissen und Einwilligung Karls. Er war überhaupt nicht so hitzig und rasch, wie dieser, sondern viel kälter, und er hatte diese Kaltblütigkeit von seinem mütterlichen Großvater Ferdinand geerbet, nur war er nicht so, wie dieser verschlagen. Er besaß auch nicht jenen weit umfassenden und grossen Geist seines Bruders, aber er hatte innere Seelengröße, und mehr Kenntnisse des menschlichen Herzens, verstand besser die Kunst sich die Zuneigung der Völker zu erwerben, und mit den mächtigen Fürsten Deutschlands in Eintracht zu leben. Er wich in Rücksicht der Redlichkeit und Treue seines einmal gegebenen Wortes keinen seiner Vorfahren. Davon hat uns die Geschichtsmuse mehrere Beyspiele aufbewahrt. Die Böhmen hatten durch einen Brand beynabe alle ihre Freyheitsbriefe verlohren, sie zweifelten, ob Ferdinand ihnen diese wieder erneuern werde, und schickten einige an ihn ab, ihn um diese Gnade zu bitten. Zu diesen sprach er: „Obgleich ihre Freyheitsbriefe in Rauch aufgegangen wären, so sey doch Treue und Glauben, und sein königliches Wort in seinem Herzen nicht verbrannt; er sey geneigt ihnen alle, und jede zu erneuern, sie zu vermehren, und sie ihnen sogar mit Maltern zuzumessen.“ Von ihm sagte Solimann, als er seinen Tod vernahm. „Er war ein gerechter, redlicher Fürst, der niemals sein Wort gebrochen hat.“ Er konnte dieses mit Grund von ihm sagen, weil er es selbst erfahren hatte.

Einige hungarische Festungsbefehlshaber trugen sich an, ihm die ihrer Obforge von Solimann anvertrauten Festungen zu übergeben, aber er schlug dieses Anerbieten aus, weil es dem mit Solimann geschlossenen Waffenstillstande zuwider lief.

Er hielt nicht nur allein öffentliche Verträge auf das pünktlichste, sondern auch jede mündliche Zusage, die er Jemanden machte, und wenn sie ihm auch wirklich lästig fiel. So hatte er einst einem alten Kriegsmanne etwas zugesagt, nur sich seiner zu entledigen. Als nun die Zeit der Erfüllung des Versprechens gekommen war, erschien auch der zubringliche Mann wieder vor ihm, und bath nun um die Vollziehung der Zusage. Jetzt erst schien dem Monarchen die Forderung zu groß, und wollte sein ohne dieß nicht ernstlich gegebenes Wort zurücknehmen, aber der alte Graukopf sagte ganz dreist: „Eure Majestät hätten es mir zur Zeit abschlagen sollen, nachdem dieselben mir aber einmal das Wort gegeben haben, so müssen Sie es jetzt auch halten.“ Ferdinand ohne über diese Kühnheit sich zu erzürnen, antwortete ihm: „Wenn dann eines aus beyden seyn muß, so will ich lieber Schaden an einer Sache, als an meinen guten Namen leiden. Er soll es haben.“ Treue, und Wort halten, prägte er auch seinem Sohne Maximilian tief in die Seele, er schrieb ihm einstens nach Spanien, und gab ihm folgende Lehren: „Er soll das Gebet jedem Geschäfte vorgehen lassen, Fuchschwänzern, Schmeichlern und Ohrenläsers keinen Glauben beymessen, selbst bey seinen Freunden auf

der Hut seyn, nicht jedermann alles offenbahren, und seines Vaters Handverschreibungen, so geschwind als möglich in Erfüllung bringen: dann derjenige Fürst taue nicht viel, welcher nicht Wort und Glauben halte, und wider seiner Vorfahrer Briefe, und Siegel handle."

Da er bey allen seinen Handlungen redlich und aufrichtig war, so beurtheilte er auch andere nach eben diesem Maasstabe, und war daher auch leichtgläubig, verließ sich ganz auf diejenigen, denen er einmal sein Zutrauen, und seine Achtung geschenkt hatte. Er nahm gerne die Farbe ihrer Denkart an, und wurde darum öfters von Heuchlern, und Gleisnern hintergangen. Die Erfahrung machte ihn endlich in seinem höhern Alter etwas misstrauisch; welches ohnedies ein gewöhnlicher Fehler der Alten ist. Seine Herzengüte hemmte auch manchmal den Lauf der strengen Gerechtigkeit, und er begnadigte, wo Strafe nothwendig gewesen wäre.

In Deutschland fieng es zu seiner Zeit an, Mode zu werden, daß die Reichstände nicht mehr in eigener Person die Reichstage besuchten, sondern nur ihre Gesandten schickten, daher sagte er einst bey einer Reichstagsversammlung: „Besser machen es die Meister, als die Gesellen. Es wäre demnach viel heilsamer, wo es seyn könne, daß die Herren selbst zusammenträten, um über die Wohlfahrt des Reichs sich zu berathschlagen, und Entschlüsse zu fassen, als daß sie ihre Gesandten, und Rätthe dazu abschi-

ten. Diese schienen sich das Beste Deutschlands eben nicht sehr zu Herzen genommen zu haben; denn sie zechten, und schmauseten wacker auf Kosten ihrer Herren, als er es bemerkte, gab er ihnen die ernstliche Warnung: „Sie möchten bedenken, daß sie nicht des Essens und Trinkens wegen seyen gesandt worden, sie sollen sich daher billig des Saufens und Schmausens enthalten, und demjenigen obliegen, was ihnen sey anbefohlen worden.“ Seine Gesinnungen über die Herkunft der Menschen drückte er auf folgende Weise aus: „Man muß, (so sagte er) über die Herkunft eines Biedermannes und eines guten Weines nicht viel nachfragen, sondern sich mit den guten Eigenschaften derselben begnügen. Denn gleichwie manchmal an geringen Orten oft ein trefflicher Wein wächst, so kömmt auch zuweilen aus einem unbekanntem und niedrigen Geschlechte, ein tapftrer und edler Mann hervor.“

Das reine, und unbefleckte Ehebeth Ferdinands hatte der Himmel gesegnet, und ihm eine sehr zahlreiche Familie geschenkt. Er war Vater von eilff Prinzessinen, und vier Prinzen. Von allen diesen giengen nur Johann, und Ursula in ihrer Kindheit aus dieser Welt. Drey Prinzessinen wurden Nonnen, die übrigen aber standesmäßig verhehlichtet. Die drey Prinzen theilten sich in die Regierung nach der Vorschrift ihres seligen Vaters, also zwar, daß Maximilian der Zweyte, der Erstgebohrne, Oestreich, Böhmer, und Hungarn; Ferdinand der Zweyte, Tyrol, und die Vorlaude, und Karl die Provinzen

Innerösterreichs regierte. Maximilians Stamm gieng nach vierzig Jahren aus. Ferdinand machte eine Mißheurath, und seine Söhne waren der Erbfolge unfähig; nur Karl pflanzte sein Geschlecht fort, und wurde der Stammvater aller nachfolgenden Erzherzoge, und Kaiser von Habsburg Oesterreich.

Ulrich, Herzog zu Württemberg.

Ulrich wurde am 8. Februar 1487 geboren. Sein Vater war der, in der württembergischen Geschichte bekannte unglückliche Heinrich. Seine Mutter, eine gebohrne Gräfin von Zwenbrücken und Etsch, starb den zwölften Tag nach der Geburt. Der junggebohrne Prinz wurde acht Tage nach dem Tode seiner Mutter, auf Befehl des Herzogs Eberhard in einem Korbe von Strassburg nach Stuttgart getragen. So sonderbar fieng sich schon sein Leben an. Er wurde zu Stuttgart, am Hofe seines Herrn Vatters, des Herzogs Eberhard, bis ins neunte Jahr, mit Fleiß und Aufmerksamkeit erzogen. Sein munteres Genie gab ihm sehr zeitige Vorzüge, in allen denen Wissenschaften und Künsten, in welchen er unter

richtet wurde. Besonders fand er an der Musik Geschmack, und erwarb sich in dieser Kunst ungemeine Geschicklichkeit. Herzog Eberhard der erste starb im Jahr 1496. Sein Nachfolger Herzog Eberhard der jüngere war kaum zur Regierung gelangt, als er mit den Landständen in Uneinigkeit kam. Die Landstände im Württembergischen hatten ganz besondere Rechte, denen sie fast anhangen; sie giengen gegen den Herzog Eberhard so weit, daß sie ihm endlich im zweyten Jahr seiner Regierung den Gehorsam aufkündigten. Sie hielten einen Landtag, und entsetzten ihren Fürsten der Regierung. Sie schrieben an ihn, weil er sich eben zu Kirchheim aufhielt. „Da er nach all seinen Gefallen ein Herr des Landes seyn wolle, so sagten sie ihm ihre Pflicht auf, so viel die sein Herzogs Person möchte betreffen.“ Herzog Eberhard war nicht fähig Widerstand zu thun, ob er gleich anfänglich dazu Lust hatte. Er entfloh aus seinem Lande. Seine Rätthe waren an diesem Entschlusse Schuld, und glaubten, daß sie bey einem Vertriebenen in besserer Ruhe leben würden, als bey einem regierenden Herzoge, welcher sie auf Verlangen der Landstände, unglücklich machen möchte. Es benachrichtigten hernach die Landstände von Württemberg die Stände des deutschen Reichs von ihren Unternehmungen. Der Kaiser Maximilian aber both seine Vermittlung dem entflohenen Herzoge an, und rieth ihm mit wiederholter Ermahnung, wiederum sich in sein Land zu verfügen. Die Stände des Herzogthums Württemberg selbst ladeten ihn wiederum ein, ohnstreitig auf Befehl des Kaisers. Allein Eberhard

hard ließ sich von seinen ungetreuen Rätthen bere-
den, daß alles zu seinem Untergange abziele, und im
ewigen Gefängnisse behalten würde. Der Kaiser
musste über dieses seltsame Betragen unwillig werden,
und erklärte ihn selbst der Regierung verlustig.
Unter diesen Umständen wurde der junge Prinz
Ulrich, welcher zehn Jahr alt war, zum Herzoge von
Württemberg erklärt, und so lange er unmündig war,
führten zwölf Rätthe die Regierung, welche ihn dem-
nach mit den Staatsgeschäften bekannt machten,
und zugleich für seine vollkommene weitere Erziehung
sorgten. Inbessen wurde am 26. Junius 1498. ein
Vertrag mit dem entflohenen Herzoge Eberhard er-
richtet, wodurch der junge Herzog Ulrich als recht-
mässiger Herr von Württemberg erkannt wurde, und
jener der Regierung auf beständig entsagte. Es ent-
standen über diesen Horber Vertrag bald darauf
neue Streitigkeiten, die aber ohne alle Folgen waren.
Herzog Eberhard bekam den Einsall, mehr zu ver-
langen, als er zu der Zeit verlangt hatte, wo es
ihm erlaubt war, Forderungen zu thun. Jetzt wurde
nicht weiter an ihn gedacht, und man würde nun
mehr gewahr, daß er ein seltsamer Charakter blieb.
Er schrieb an den Kaiser Maximilian, wegen des
Horber Vertrags. „Euer Majestät haben den Han-
del unrecht verstanden.“ Er erboth sich, seinen be-
sten Falkner mit einem hochfliegenden Falken dem
Kaiser zu schenken, und beschloß seine Vorstellung
mit diesen Worten: „Eure Majestät bedenk mich
armen Eberhard mit Gnad fürstlicher Fürsorge.“
Alle diese Vorstellungen halfen nichts. Die Schil-

sale des Herzogs Eberhard glichen seinem Charakter. Er irrte umher, bis ihn 1499 der Kurfürst von der Pfalz, Philipp beredete, für eine Wohnung zu Rottenburg ihm alle Kleinodien, die er noch hatte, und alles, was er hatte, und noch bekommen würde, und alle seine Rechte, und Ansprüche zu übergeben. Die Uebergab geschah mit der größten Feyerlichkeit, auf dem kurfürstlichen Schloß zu Heidelberg. Endlich ließ ihm der Kurfürst auf das Schloß Lindensfels bringen, und behandelte ihn, wie einen Gefangenen. Dieser unglückliche Fürst starb daselbst im Jahr 1504.

Den jungen Herzog, dem der Kaiser ein Land gegeben hatte, fuhr er auch fort, zu beschützen, und suchte ihm auch eine Gemahlin zu geben. Wegen der Jugend dieses Prinzen wurde nun 1499. die Verlobung aufgerichtet, und die Braut des Herzogs war eine Schwestertochter des Kaisers selbst, die Prinzessin Sabina, Tochter des Herzogs Albrecht in Bayern, zu München. Der Kaiser selbst schien der oberste Vormund des Prinzen zu seyn. Er sorgte für dessen Ruhe bey der Unterhandlung des verwiesenen Herzogs Eberhard mit dem Kurfürsten von der Pfalz, und vernichtete den unterhandelten Vertrag. Er nahm für sich gegen die Schweizer, württembergische Hülfsstruppen, er ertheilte dem Herzoge Ulrich die Lehen über verschiedene Besitzungen, welche von Böhmen abhiengen. Die Regierung von Württemberg suchte ihre Sicherheit durch auswärtige Bündnisse zu befestigen. Es wurden mit dem Markgrafen

von Baden, mit den Schweizern, und verschiedenen
Städten Bündnisse errichtet.

Indessen die bestimmten Rätthe die Regierung
des Landes besorgten, entwickelte sich der muntere
Geist des jungen Herzogs Ulrichs. Er fand an den
Vergnügungen des Reitens, und der Jagd besonders
Geschmack. Die Freundschaft des Kaisers ladete ihn
an dessen Hof ein; der junge Prinz gewann die Liebe
des Kaisers, welcher ebenfalls dem Vergnügen der
Jagd ergeben war.

Hier in dieser Vertraulichkeit bewog Ulrich den
Kaiser, daß er ihm die Regierung seines Landes
allein übergab, und ihn dazu für fähig genug hielt,
da die Talente des Prinzen allerdings groß waren,
und die Regierung eines einzigen einer mannichsal-
tigen, für das Wohl eines Landes, allemal vorzu-
ziehen ist. Nach den Gesetzen des Landes konnte
Ulrich erst im ein und zwanzigsten Jahre seines Al-
ters die Regierung antreten; aber der Wille des
Kaisers war ein neues Gesetz, welches das alte auf-
hob. Der Befehl des Kaisers an die Regierung in
Württemberg verursachte einige Bewegung. Man
hielt einen Landtag, war unzufrieden, und übergab
dem Herzog Ulrich, welcher sechzehn Jahr alt war,
die Regierung, und leistete die Hulldigung im
Jahr 1503.

Der Anfang der neuen Regierung wurde gleich
kriegerisch. Der junge Herzog hatte ein Vergnügen

an wilden Ergößungen, und ergriff die Gelegenheit, sich im Kriege hervor zu thun, begierig. Man findet in der Geschichte wenige Prinzen, welche Liebhaber der Jagd, und des Krieges zugleich waren. Die kriegerischen Gesinnungen des jungen Herzogs wurden von den Landständen ungern bemerkt. Ueberhaupt war gleich die erste Stellung zwischen dem Herrn und seinen Ständen ungünstig. Die Beyspiele des kaiserlichen Hofes hatten auf den jungen Herzog, da er noch in den Jahren war, in welchen die Menschen am geneigtesten zur Nachahmung sind, einen starken Einfluß. Er suchte seinen Hof, dem kaiserlichen; so gut er konnte, gleich zu machen. Weil er so frühzeitig denen Landständen gleichsam war aufgedrungen worden, so entstand ein geheimes Mißvergnügen. Und eben die Art, mit welcher er war zur Regierung gelangt, machte ihn im Gegentheil desto dreister, da er gewahr worden war, daß man die Befehle, auf welche die Landstände stolz wären, doch auch abändern könne. Die jugendliche Begierde, die Herrschaft zu zeigen, und sein ohnehin sehr lebhaftes, und zuweilen wildes Temperament, machten seine Regierung für die eingebildeten Stände noch mehr auffallend. Unter solchen Verhältnissen gieng Ulrich in den Krieg.

Der Tod des Herzog von Bayern Georgs war dann die Gelegenheit. Dieser Herr starb 1503. im Dezember, ohne männliche Erben, und beschloß die landesherrliche Linie der Herzoge von Bayern. Nach einem alten Vertrage, der schon im Jahr 1392 auf

gerichtet worden war, sollte nunmehr die andere Linie der Herzoge von Bayern, welche die Münchensche Linie hieß, die Besizungen des Herzogs Georgs erben. Allein dieser Prinz hatte ein Testament gemacht, und seinen Schwiegersohn, den Pfalzgraf Ruprecht, den Prinzen des Kurfürsten von der Pfalz zu seinem Erben eingesetzt. Er hatte ihn schon bey seinem Leben verschiedene Herrschaften, und Städte eingeräumt. Nach seinem Tode forderte Ruprecht die Hulldigung; und die Herzoge von Bayern ebenfalls. Die Streitigkeiten verzogen sich in die Länge. Der Kaiser nahm an denselben einen doppelten Antheil, theils als Kaiser, theils als österreichischer Fürst. Er erinnerte sich, daß vor hundert Jahren ungefähr ein Theil von der Grafschaft Tyrol an Bayern gekommen war: überdem war er dem verstorbenen Herzoge Georg verschiedene Summen Geldes schuldig; die beyden Herzoge von Bayern waren dem kaiserlichen Interesse nicht zuwider, weil sie es nicht seyn dürften, und versprachen, weder die erborgten Gelder wieder zu verlangen, noch dasjenige, was der Kaiser wegen Tyrol forderte, zu verweigern. Maximilian bemühte sich nunmehr einen Vergleich unter den streitenden Partheyen zu stiften, wobey er die Form der Rechte ganz vollkommen beobachtete. Da der Vergleich aber nicht zu Stande kam, und der Pfalzgraf sich verschiedener Städte in Bayern bemächtigte, so erklärte der Kaiser zuerst, ihn, und hernach dessen Vater den Kurfürsten Phillip in die Reichsacht. Alles sollte sich rüsten, die beyden Herren mit Schwerdt, und Feuer zu verfolgen.

Es kam auch ein ansehnliches Heer zusammen. Der Kaiser selbst, der Markgraf von Brandenburg, Friedrich, der Landgraf von Hessen, und viele andere Bundesverwandte führten denen beyden Herzogen von Bayern Völker zu.

■ Mit dem Herzoge Albrecht von Bayern war Herzog Ulrich zu genau verbunden, als daß er nicht seine Parthey hätte ergreifen sollen. Er würde seinen künftigen Schwiegervater ohne Interesse beygestanden haben. Aber dieser war so gütig, und versprach ihm noch für seinen Beystand 125,000 Gulden. Ulrich erklärte hierauf im May 1504 den Kurfürsten von der Pfalz den Krieg, und folgte bald darauf selbst nach, an der Spitze einer Armee von 20,000 Mann zu Fuß, und 800 zu Pferde, welche theils aus seinen eigenen Truppen, theils aus Völkern des schwäbischen Bundes bestand.

Ulrich belagerte mit diesem Heere das feste Kloster Maulbronn, welches mit Schanzen auf einem nahe gelegenen Berge noch mehr befestiget worden war. Nach der Eroberung dieses Places bemächtigte er sich der Stadt Knitlingen, und nahm hierauf die Belagerung der Festung Bretten vor, welche schon ein und zwanzig Tage gedauert hatte, als der Kurprinz Ludwig in sein Lager kam, und ihn bewog, die Belagerung aufzuheben, und dieser Stadt nebst einigen andern die Neutralität zu erlauben. Der Krieg wandte sich in andere Gegenden. Ulrich belagerte Besigheim, den stärksten Platz des Pfalz-

grafens, und wurde nach einem geringen Widerstande Meister davon. Er bemächtigte sich hierauf der Grafschaft Löwenstein. Nach dieser Eroberung folgte die Einnahme von Weinsperg, Neckmühl, Sachsheim.

Kaiser Maximilian kam unter diesen Siegen selbst nach Schwaben. Er belohnte den jungen Herzog für seinen Beystand mit dem bestätigten Besitze aller derjenigen Dörter, und Herrschaften, welche er sich unterworfen hatte, und versprach ihm eine gleiche Bestätigung für alles, was er noch in diesen Krieg erobern würde. Da sich dem Kaiser Niemand zu widersetzen wagte, und er eben einen Kurfürsten bestrafte, wagten es die Konventualen zu Maulbronn, und erwählten zu Speyer, wo sie im Exil waren, einen neuen Abt, an die Stelle des Verstorbenen. Man würde diese Kleinigkeit nicht erzählen, wenn es nicht etwas besonders wäre, daß Konventualen so viel Herz haben, indessen ganze Länder erobert werden. Man kann leicht denken, daß die guten Konventualen nichts ausrichteten; der Kaiser blieb einige Wochen in der Gesellschaft seines jungen Freundes, des Herzogs von Würtemberg, welchen er sehr liebte. Das Gemüth des Herzogs neigten die schönen Besitzungen, welche die Frucht dieses ersten Krieges waren, noch mehr zum Kriege, und kößten ihm eine kleine Eroberungsfucht ein. Da er zur Befriedigung dieser Leidenschaften keine Gelegenheit fand, so wurde sein junger Geist nur dadurch desto unruhiger, und suchte solche Beschäftigungen, welche ihm den Man-

gel des Krieges ersehen sollten. Er überließ sich dem Vergnügen des Reitens und Jagens mit Hestigkeit, und fieng schon allmählich an, Pracht und Verschwendung zu lieben.

Dem Kriege gegen den Kurfürsten von der Pfalz setzte der Reichstag zu Köln im Jahr 1505 ein Ende. Der Kaiser Maximilian stiftete einen Frieden, bey welchem Herzog Ulrich seine grossen Vortheile hatte, indem er dasjenige behielt, was er in dem Kriege erobert hatte, und noch über dieß, von den Herzogen in Bayern die Herrschaft Heidenheim, und das Schloß Höllestein erhielt. Er vermehrte sich die Gunst des Kaisers auf diesen glänzenden Reichstagen, auf welchen die vornehmsten Fürsten von Deutschland erschienen, aufs neue. Der Kaiser belohnte ihn mit vielen Feyerlichkeiten persönlich mit seinem Herzogthume. Ulrich kam mit Vortheilen, und Ehrenbezeugungen überhäuft, in sein Land zurück. Er schien die aufmerksamste Regierung zu versprechen, da er auch durch Kauf seine Besihungen vermehrte, obgleich die Güter selbst nicht wichtig waren.

Des Kaisers Gunst gab dem jungen Herzoge viele schmeichelhafte Hoffnungen, und er bemühte sich daher desto mehr, dem Kaiser gefällig zu werden. Dieser hielt im Jahr 1507 einen neuen Reichstag zu Costniz, auf welchen er Hilfe zu einem bevorstehenden Krieg wider den König in Frankreich, Ludwig den Zwölften, und die Venezianer verlangte. Maximilian wollte in Italien aus den Händen des Pappes

die damals gewöhnliche Krönung zum römischen Kaiser empfangen. Er bedurfte eine mächtige Hilfe. Der Herzog Ulrich begab sich mit einem Pompe nach Costniz, welcher Aufsehen machte; mit einem Gefolge von dreihundert Mann zu Pferde; bey welchem alles auserlesen und prächtig war, sowohl die Mannschaft selbst, als die Verschiedenheit ihrer Rüstungen, die Pferde sogar, und der ganze Hofstaat. Der Einzug in Costniz war eben so sonderbar. Ulrich sprengte mit seiner Begleitung mit dem stärksten Geräusche durch die Strassen, unter des Kaisers Fenster vorbey, welcher an dem muntern Fürsten Vergnügen empfand. Alles an dem Herzog Ulrich, bis auf Kleinigkeiten herab, verrieth einen kaiserlichen Muth, und ein gewisses wildes Wesen, welches ihn bey gesetzten Jahren zu den tapfersten Helden, und General machen könnte. Die Freundschaft des Kaisers gegen ihn, machte ihn noch munterer, und wie man sich immer in der Jugend nach denjenigen Freunden am meisten bildet, welche man verehrt, so nahm Ulrich in dem öftern Umgange mit dem Kaiser, verschiedene Züge von dessen Charakter an. Der junge Herzog Ulrich gewöhnte sich an Maximilians Betriebsamkeit um so leichter, je reizender das Beyspiel des Kaisers war, und jemehr sein feuriger Geist zur unruhigen Geschäftigkeit ihn geneigt machte. Man sieht öfters zu wenig auf die Eindrücke der Jugend, bey der Charakterisirung der Menschen, da diese Eindrücke dennoch sehr oft den Grundstoff des Charakters bilden. Ob der Herzog Ulrich den Kaiser auf seinem Feldzuge gegen die Venezianer begleitet habe, ist ungewiß

es ist blos wahrscheinlich. Inzwischen hatte dieser erste Feldzug wider die Venezianer keine grossen Folgen. Der Kaiser zog mit seiner Armee nach Trient, überstieg die Alpen, eroberte die engen Pässe, rückte vor Vizenja, wo die Besatzung sehr schwach war, und gieng wieder zurück. Vier Tage nach seinem Abmarsche von Trient war er wieder in Tyrol, als man eben von den schönsten Eroberungen Nachrichten erwartete. Man hat Maximilian deswegen sehr getadelt; andere haben ihn zu vertheidigen gesucht. Er fand es für nöthig, sich sogar selbst zu vertheidigen, und schriftlich bey einigen Ständen des Reichs sein Betragen zu entschuldigen.

Herzog Ulrich, welcher jede Gelegenheit ergriff, Pracht und Ansehen zu zeigen, begab sich im Anfange des Jahrs 1509 nach München, um dem Leibesbegünstigte seines bestimmten Schwiegervaters, des Kurfürsten von Bayern, Albrechts beizuwohnen. Sein Gefolge bestand aus 380 Mann zu Pferde. Er wiederholte bey dieser Gelegenheit seine Verlobung mit der Prinzessin Sabina, der Tochter des verstorbenen Kurfürsten. Wenn er seiner Neigung hätte folgen können, so hätte er, anstatt die vorige Verlobung zu bestättigen, sie vielmehr aufgehoben. Er fand keine Neigung an seiner Braut. Gleichwohl mußte er die Verbindung mit ihr feyerlich versprechen. Die Furcht vor dem Kaiser Maximilian, dessen Schwestertochter die Braut war, und die schon vorhergegangenen Versicherungen nöthigten ihn, etwas gewis zu beschließen, das ihm widrig war. Nichts

ist trauriger, als eine Verbindung wider Neigung einzugehen, die Zeitlebens dauern muß.

Diese Verbindung gab ihm inzwischen eine neue Verstärkung seiner Macht, durch eine Allianz mit dem bayerischen Hause. Damals pflegte man allenthalben, ohne große Absichten Allianzen zu errichten, und verließ sie wieder eben so leicht. Alles verband sich im deutschen Reiche mit einander, und wider einander, ohne Wirkung und grossen Vortheil. Der Herzog Ulrich richtete in kurzer Zeit eine Menge von solchen Bündnissen auf, mit dem Kurfürsten Uriel von Mainz, dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg, dem Kaiser selbst, und andern. Bey jeden von diesen Bündnissen hatte er einzelne, besondere Entzwecke, aber alle Bündnisse halfen ihm doch am Ende nichts. Eine Allianz mit der Schweiz verwandelte sogar in der Folge seine Hoffnung in Schimpf.

Da man hier nicht eine Geschichte von Würtemberg schreiben will, sondern das Leben und den Charakter des Herzogs Ulrichs schildern wird, in so fern es das Interesse des Lesers unterhalten, und Unterrecht geben kann, so übergeht man hier alles, was für unsere Absicht geringfügig ist, und wird in der Folge ebenfalls eine sorgfältige Auswahl beobachten. Es ist daher hinreichend, hier zu bemerken, daß der Herzog Ulrich den Reichstag zu Worms, welchen der Kaiser Maximilian 1509 hielt, andre mehrere besucht, und allenthalben das Wohlwollen des Kai-

fers sich zu erwerben, und seinen Glanz und Pracht zu zeigen, gesucht habe. Auf den Reichstag zu Augsburg 1510 errichtete er ein neues Bündniß mit dem Kurfürsten von Köln. Er sicherte seine Gränzen von aussen, da er doch zuerst von einem angegriffen werden sollte. Seine Begierde zu neuen Eroberungen machte ihm viele Bündnisse nöthig: aber anstatt fremde Besitzungen zu erobern, verlor er seine eigene.

Den ersten Grund zu den Widerwärtigkeiten seines Lebens legte die Vermählung mit seiner längst bestimmten Braut im Jahr 1511. Zwar werden die meisten Vermählungen der Hohen der Erde, nicht aus Neigung, sondern aus Staatsinteresse geschlossen; allein eine gezwungene Vermählung hat doch selten so große Folgen gehabt, als diejenige, welche Herzog Ulrich eingieng. Ehe er noch wissen mochte, was eine Vermählung sey, hatte man dieses erste Mittel seines Unglücks ihm schon im zehnten Jahr seines Alters zubereitet, welches er im vier und zwanzigsten Jahre vollkommen erhielt. Er hatte zu der Tochter des Markgrafen Friedrichs Liebe und Neigung bekommen, aber es war zu spät, eine so alte, so stark bestätigte Verlobung, wie die bayerische war, aufzuheben. Der Kaiser Maximilian, welcher einen ähnlichen Fall mit seiner eignen Prinzessin erfahren hatte, würde bey der Verachtung seiner Schwestertochter dem Herzoge Ulrich seine ganze Rache gewiß haben fühlen lassen. Ulrich hielt daher

mit seiner unangenehmen Braut der Prinzessin Sabina
am 2ten März 1511, zu Stuttgard Beylager.

Das geheime Mißvergnügen ist niemals mit größerer Feyerlichkeit verherrlicht worden, als hier. Die Freudenbezeugungen dauerten vierzehn Tage. Der Aufwand war, so wie die Pracht, königlich. Das seltenste waren die Gäste; es waren diese; die Kurfürsten von Bayern, von Sachsen, und von der Pfalz, die Herzoge Philipp und Heinrich von Braunschweig, die Markgrafen von Brandenburg, Friedrich, Albrecht und Kasimir, der Markgraf von Baden, der Pfalzgraf Friedrich, und eine Menge von Bischöfen und Reichsgrafen. Es waren allein 700 Pferde beyammen. Das ganze Jahrhundert hatte keine solche Vermählung gesehen. Herzog Ulrich bezeugte mitten unter diesen glänzenden Festlichkeiten wenig Vergnügen über die Vermählung, ob er gleich den Anstand beobachtete. Er fühlte eine Ahndung seines angehenden Unglücks, und je näher ihm die Braut war, je weniger gefiel sie.

Ein Mord war die erste Folge dieser Feyerlichkeit. Der Graf von Werdenberg, welcher die Prinzessin in die Kirche geführt hatte, erregte den Meid des Grafen von Sonnenberg. Dieser spottete über jenen, weil er klein von Statur war. Der Graf von Werdenberg überfiel seinen Feind auf der Jagd, und tödtete ihn. Die neue Herzogin Sabina hatte ein gutes, wohlgebildetes Ansehen, aber die Neigung richtet sich immer nach dem Urtheile der Phantasie.

und war nicht bey diesen Neuvermählten. Der Herzog mußte den erhabenen Geist eines Hohen von unserm Jahrhundert haben, wenn er keine verdrüßlichen Folgen seiner gezwungenen Heurath sehen wollte. Er war aber vielmehr seinen Leidenschaften unterworfen, anstatt daß er ihr Meister hätte seyn können. Sein hitziges Temperament, und sein wildes Wesen erlaubte ihm keine so grosse Ueberwindung, wie sie hierbey nöthig war. Dennoch mäßigte er sich im Anfange. Allein die Herzogin selbst reizte sehr bald seinen Unwillen. Sie war heftig, ungestümm, und zu beständigen Widerspruch geneigt. Dieß fehlte eben noch, um eine mißbergnügte Ehe unglücklich zu machen. Der Herzog vertrieb sich sein Mißbergnügen durch Lustbarkeiten, Pracht, und alle Arten von Vergnügungen. Sein fürstlicher Hof war der glänzendste in Deutschland, und die Befriedigung seiner Lieblingsneigungen des Rennens und Jagens vermehrte den Pomp des Hofes.

Ulrich sorgte mitten unter solchen Ergötzungen für die Erweiterung seiner Besitzungen. Es ist wahr, der Regierung des Landes nahm er sich nicht viel an, sondern überließ sie ganz seinen Räten. Allein, neue Besitzungen zu erwerben, schmeichelte seinem Ehrgeize. Hohentwiel, eine sehr gute Festung, welche denen Herren von Elingenberg zugehörte, reizte die Begierde des Herzogs. Er trat mit deren Besitzer in Unterhandlung, und brachte es nach und nach dahin, daß er die Festung endlich ganz erhielt. Er wußte nicht, daß diese seine künftige

Zusucht seyn würde, wenn er sein ganzes Land würde verlohren haben. Die Freundschaft seines besändigen Gönners, des Kaisers Maximilian suchte er inzwischen immerfort zu erhalten. Dieser ladete ihn ein, in dem wider die Türken gestifteten Georgen-Orden zu treten, Ulrich erschien auf den Reichstag, welchen der Kaiser hielt, immer persönlich, theils sich das Vertrauen des Kaisers zu befestigen, theils seine Pracht zu zeigen. Er war auf beyden Reichstagen, welche in diesem Jahr 1512 zu Trier, und zu Köln gehalten wurden. Der letztere gab ihm zur Eroberung einer Grafschaft die Gelegenheit; weil der Kaiser den Grafen Leiningen, der wider das kaiserliche Verboth in französische Dienste getreten war, in die Acht erklärte. Ulrich nahm die Grafschaft im Namen des Kaisers ein, und behielt sie auch einige Jahre in Besiz, bis der Kaiser durch das Flehen des unglücklichen Grafens zum Mitleid bewogen wurde, und der Herzog Ulrich, im Jahr 1516 das Schloß Hartenburg nebst der ganzen Grafschaft wieder zurück geben mußte. Damit der Herzog jedes Schicksal in seinem Leben erführe, was die Fürsten damals dreyen konnte, so wurde er von dem Papste in den Bann gethan. Die Ursache war, daß der Herzog den Abt zu Zwifalten hatte in Verhaft nehmen lassen, weil dieser entweder Gelder; die ihm anvertrauet waren, verschwendet, oder sich dem Schutze des Herzogs zu entziehen, und den Schweizerischen Schut anzunehmen getrachtet hatte.

Um dieselbe Zeit ereignete sich der erste Unlak

zu dem nachherigen großen Unglück des Herzogs. Er machte sich, wie sehr gewöhnlich ist, durch die besten Regeln der Politik die mächtigsten Feinde. Er wollte sich von einer unnützen Verbindung befreien, und stürzte sich dadurch in verderblichen Haß.

Die Zeit des sogenannten Schwäbischen Bundes, auf welche dieser von Kaiser Maximilian war bestätigt worden, gieng mit dem Anfange des Jahres 1512 zu Ende. Man wollte diesen Bund, der zur Erhaltung des Landfriedens war errichtet worden, aber sich in viele andere Angelegenheiten gemischt hatte, wiederum erneuern. Der Kaiser selbst wünschte dieses am meisten, weil er viele Vortheile von diesem Bunde gehabt hatte. Sehr viele Mitglieder desselben aber bezeugten sehr wenig Lust dazu. Besonders erklärte Herzog Ulrich, daß er sich in diesen Bund nicht wieder begeben würde. Diese Erklärung eines der mächtigsten Glieder des Bundes machte viele andere Stände wankend. Die vielen sogenannten Bundtage, oder Versammlung der Stände des Bundes, die vielen damit verknüpften Kriege, und die daher entstandenen Kosten waren sehr gegründete Ursachen, einer Verbindung zu entsagen, die keinen wesentlichen Vortheil hatte. Die Vortheile des Kaisers hingegen bewogen ihn, alles mögliche zur Erneuerung des Schwäbischen Bundes auf zwölf Jahr zu thun. Er munterte die Mitglieder auf. Er ließ sich in Unterhandlung mit dem Herzoge von Württemberg ein. Dieser aber gab den Vorstellungen kein Gehör. Er ließ vielmehr auf einen zu Augsburg gehaltenen

Bund:

Bundstage denen kaiserlichen Gesandten diejenigen Beschwerden über den schwäbischen Bund vortragen, welche ihm von einer seiner Verbindung mit denselben abhielten. Er beklagte sich, daß man die Beyträge zu diesem Bunde von ihm zu hoch angesehen habe; daß man ihm dennoch nicht mehr Ansehen, und Stimmen, als dem niedrigsten Mitgliede gegeben habe. Er verlangte von dem Bunde, wenn er ja in denselben treten sollte, die Gewehrleistung aller derjenigen Besitzungen, welche er von der Pfalz in dem ersten bayerischen Kriege eingenommen hatte, und deren Sicherheit ihm mit Recht, noch immer zweifelhaft schien. Da man seinen Forderungen und Beschwerden kein Genügen leistete, so blieb er bey dem gefassten Entschlusse, dem Bunde zu entsagen. Der Markgraf Friedrich von Brandenburg unterstützte seine Vorstellungen bey den Gliedern des Bundes, aber sie waren fruchtlos; man verlangte, der Herzog von Württemberg sollte sich die einmal gemachte Ordnung und Artikel des Bundes gefallen lassen. Der Kaiser ermahnte den Herzog sehr dringend, und zu wiederholten Mahlen, dem schwäbischen Bunde beyzutreten, allein der Herzog, welcher am meisten die vielen Kosten scheute, die der schwäbische Bund verursachte, blieb unbeweglich, und er hatte es Ursache zu seyn, da die Mitglieder des Bundes fast keine einzige von seinen Forderungen zugestehen wollten. Ueberhaupt wirkte auch schon von beyden Seiten eine geheime Eifersucht und Widerwillen, gegenseitige Abneigungen. Der schwäbische Bund, welcher den Beytritt des Herzogs erlangen konnte,

wurde zu Augsburg, den 12. Oktober 1512 aufs neue, auf zehn Jahr zu Stande gebracht. Die Urtheile dieses Bundes ließen den Herzog versichern, daß sie seine Feinde und Widerwärtige in den Bund aufnehmen wollten. Sie hielten ihr Wort vollkommen. Der Herzog hatte sich dem Bunde, und dem Kaiser selbst abgeneigt gemacht.

Die Furcht für den Folgen dieses ihm nun entgegen gesetzten Bündnisses bewogen ihn zu neuen Allianzen. Er schloß einen Vergleich mit dem Kurfürsten von der Pfalz, und dem Pfalzgrafen Friedrich, wodurch ihm die gemachten Eroberungen von dieser Seite her gesichert wurden. Die Artikel dieses Vergleiches gehören nicht in die Lebensgeschichte des Herzoges, und sind schon von andern genau aufgezeichnet. Das Bündnis mit der Pfalz wurde im folgenden Jahr noch enger geschlossen. Der Bischof von Würzburg trakt demselben bey; eine andere Allianz wurde mit dem Markgrafen von Baden errichtet; und in der Folge vermehrte eine neue Allianz mit den Schweizern die Verbindungen des Herzogs. Er glaubte, ohne den Beystand des schwäbischen Bundes, seinen Feinden gewachsen, und für seine Wohlfahrt gesichert zu seyn. Er irrte sich.

Am meisten mußte er für die Gunst des Kaisers, deren Abneigung ihm gefährlich werden konnte, Sorgfalt tragen. Es war leicht seinen Herren sich

zum Freunde zu erhalten, welcher ohne hinlängliches Volk und Geld mit einem mächtigen Könige Krieg führte. Ulrich, welcher am Kriege besonders Vergnügen fand, both seine Hilfe zu dem Feldzuge an, welcher nach Burgund im Jahr 1513 unternommen wurde. Er wurde selbst Feldherr der Reiteren, und bewies eine ungemeine Tapferkeit. Die kaiserliche Armee bekam ihre Stärke ganz allein durch die Schweizer, welche 25000 Mann stark waren. Der Herzog von Würtemberg belagerte mit dem schweizerischen General zugleich die Stadt und Festung Dijon. Die Besatzung unter den Befehlen des Generals de la Tremouille, bestand aus 7000 Mann. Der Herzog ließ die Stadt so heftig beschießen, und trieb die Belagerung mit solchem Eifer, daß Dijon in die äußerste Gefahr kam. Schon war von zwanzig Fuß Breche gelegt, und Ulrich machte Anstalten zu einem Sturme, als de la Tremouille die schweizerischen Offiziere durch Geld gewann, und diese ließen sich, eben als die Festung sich nicht länger halten konnte, zu einem Vergleich bewegen. Der Herzog stellte ihnen umsonst ihre Untren an den Kaiser vor, und die Hoffnung der Einnahme der Stadt. Der Vergleich wurde geschlossen, und die 25000 Mann Schweizer giengen hinweg. Ihre Offiziers waren so gut gewesen, außer denen Bedingungen für sich und ihre Republik, auch für den Herzog von Würtemberg 8000 Thaler zu verlangen. So geneigt sie zu den Vergleich gewesen waren, so ungeneigt war Frankreich, die Bedingungen zu erfüllen, da Dijon besreyt war. Der König erklärte die Versprechungen seines Generals, des

Heren de la Tremouille für ungültig, die Schweizer wurden mit ihren Forderungen abgewiesen.

Niemand von denen Kriegsführenden bey Dijon hatte das Geld so sehr nöthig, als der Herzog Ulrich. Er hatte die größte Last des Krieges selbst getragen; und sein Land und seine Schatzkammer dabey beschwert. Die Unkosten dieses Krieges mit denjenigen zugleich, welche der Hofstaat erforderte, hatten ihn in Schulden versetzt, zu deren Tilgung neue Abgaben der Untertanen unumgänglich nöthig waren. Vielleicht würde er in Erreichung seines Endzweckes glücklich gewesen seyn, wenn er einen andern Weg ergriffen hätte, als den er wählte. Die Landstände äußerten Schwierigkeiten, sich nach den Willen des Herzogs zu bequemen.

Indessen, begab sich der Herzog in Beileitung des Herzogs von Braunschweig, Heinrich des jüngern, welcher sein Schwager war, an den Hof des Landgrafen Philipps von Hessen. Er suchte die Freundschaft des Landgrafen um so mehr, je gegründeter seine Furcht für den schwäbischen Bund war. Er erreichte auch seine Absicht so sehr, daß der Landgraf jetzt sein Freund, und in der Folge sein Erretter wurde.

Die Unruhe in Würtemberg, brachte die Abwesenheit des Herzogs zum Ausbruche. Der Pöbel widersetzte sich, besonders im Ramsthale, der Einführung des neuen Gewichtes. Ein gewisser Sais-

Peter von Beutelspach wurde der Anführer einer besondern Rotte, welche sich immer vermehrte. Das Komplot der Rebellen hieß die Armee Conrads = Rotte von einem damals, vermuthlich schon gestorbenen elenden verdorbenen Menschen im Amte Schorndorf. Dieser Conrad, welcher sein Vermögen verschwendet hatte, war der Anführer einer Gesellschaft von lieberlichen und leichtsinnigen Leuten geworden, die ebenfalls wie er sich um ihr Vermögen gebracht hätten. Diese Gesellschaft hatte es sich zum vornehmsten Gesetze gemacht, nichts zu besitzen, mit Schulden beladen zu seyn, lustige Einfälle zu haben, und Possen zu spielen. Man übersah diese Narren, weil man sie nicht für gefährlich hielt; und im Kurzen hatte sich ihre Gesellschaft durch das ganze Land ausgebreitet. Sie wurde nun der erste Grund zum Aufruhr, und das lächerliche abgeschmackte sieng an, sehr ernsthaft zu werden. Der beträchtlichste Theil der Rebellen bestand aus solchen Leuten. Der Anführer derselben, Gais = Peter, ein gemeiner lieblerischer Mensch, machte den Anfang zu einer Empörung im Amte Schorndorf. Sie breitete sich hierauf sehr bald weiter aus. Es fanden sich bey ihm auf 2000 niederträchtiges Gesinde ein. Mit diesen zog er in Schorndorf ein, und verlangte, daß das neue Gewicht abgeschafft werden sollte. Kaum konnte die Wuth des Gesindels durch das Versprechen einer Abänderung, und durch Austheilung von Brod und Wein besänftiget werden. Bey solchen Umständen, welche das Mißvergnügen im ganzen Lande rege machten, meldete man dem Herzoge, der sich noch bey

dem heftigen Hof aus hielt, die Nothwendigkeit seiner Rückkehr. Er kam eifertig zurück, und ließ gleich nach seiner Ankunft zu Stuttgart in besondern Schreiben alle seine Vemter, und Städte zur Treu ermahnen. Diese Vorsicht war ungemein nöthig, weil sich die empörrischen Gesinnungen eines sehr grossen Theils der Unterthanen bemächtigt hatten. Selbst die Schreiben des Herzogs erweckten durch einen zweydeutigen Ausdruck neuen Unwillen. Er hatte gedroht, die Rebellen durch seine Freunde und getreue Landschaft zum Gehorsame zu bringen. Die Anführer nahmen daher Gelegenheit, alles in Furcht und Schrecken für fremde Truppen zu setzen, welche man in das Land bringen, und dadurch die Unterthanen zwingen würde. Der Geist der Empörung durchdrante nun einmal Württemberg, und gab jedem immer andere Bewegungsgründe zum Ungehorsam, wodurch er seinem Eigennutze Gnüge zu verschaffen hatte. Ulrich, um den Folgen des ersten Aufruhrs zuvor zu kommen, begab sich selbst mit starker Bedeckung nach Schorndorf, dem Siege der Rebellen. Es mußten vor der Stadt alle Unterthanen dieses Untes erscheinen. Der Herzog stellte ihnen das Strafbare ihres Unternehmens vor, und die Gegenwart ihres Herrn rührte die Rebellen so sehr, daß sie fußfällig auf 1600 Mann stark um Gnade bathen, welche sie auch erhielten. Der Pöbel aber bleibt immer zu sehr Pöbel, um sich nicht durch neue Vorstellungen leicht verführen zu lassen. Die Häupter der Rebellen ruhten nicht, alles von neuem in Bewegung zu setzen. Es kam bey Gelegenheit der Kirch-

weihe zu Unterrthürkheim am 28. May dieses Jahres
 1514 eine neue Zusammenverschworung zu Stande;
 an welcher viele Mißbergnigte in dem ganzen Lande
 Theil nahmen, und als sie wieder zu Haus kamen,
 mehrere zur Gesellschaft verleiteten. Die Empörung
 breitete sich so sehr aus; daß man schon anfieng, der
 Thore der Städte sich zu bemächtigen. Es war fast
 kein Amt mehr, welches nicht den Gehorsam gegen
 seinen rechtmäßigen Herrn beleidigte. Der Herzog
 sah sich gedrungen, bey solchen Umständen so schnell
 als möglich einen allgemeinen Landtag zu halten.
 Wenn man die Beschwerden, welche auf den Land-
 tag gegen den Herzog vorgebracht wurden, unpar-
 theyisch erwägt, so war kein einziger Grund zu einer
 Bewegung da. Alles, dessen man den Herzog Ulrich
 beschuldigte, betraf Nachlässigkeiten in der Regierung
 seiner Räte, welche in der größten Stille und Ord-
 nung abgeändert werden konnten, und außerdem
 einige Freyheiten in Absicht der Jagdgerechtigkeit,
 die man doch wohl dem Herzoge gönnen konnte, und
 als Unterthan zugestehen mußte. Die Vergehungen
 der Unterbedienten konnten nur Empörer dem Her-
 zoge selbst zur Last legen. Die Pracht des Hofes
 hatte den Schein des wichtigsten Vorwurfs. Aber
 ist der Herr schuldig, seinen Hof nach dem Willen
 der Unterthanen einzurichten? Soll der Regierer eines
 Volks seine Ergöylichkeiten nach den Gesetzen der-
 jenigen bestimmen, welche zu niedrig sind, um da-
 von urtheilen zu können? Ich weiß sehr wohl, was
 das Wort (Freyheiten) bedeutet, aber es giebt nur
 eine einzige Freyheit für den Unterthan, die das

Recht und Gerechtigkeit erlangt. Das Uebrige, worüber man auf den Herzog Ulrich unwillig zu seyn für erlaubt hielt, betraf Kleinigkeiten.

Zur Wiederherstellung der Ruhe in dem Herzogthume Württemberg nahm der allgemeine Landtag zu Stuttgart am 25. Junius 1514 seinen Anfang, Herzog Ulrich, welcher das so herum verbreitete Mißvergnügen und den Geist der Empörung vollkommen zu tilgen suchte, und die bebrängten Umstände, in denen er sich befand, wohl einsah, hatte den Kaiser Maximilian bewogen, auf diesen Landtag selbst Gesandte zu schicken. Außer den kaiserlichen Gesandten erschienen noch andere, von dem Kurfürsten von der Pfalz, von dem Markgrafen von Baden, ingleichen zwey Bischöfe, von Straßburg und Costnig. Die Stadt Stuttgart erregte sehr bald einen Unwillen bey dem Herzoge, und die Versammlung, welche den Landtag hielt, mußte sich nach Tübingen begeben. Nach verschiedenen Unterhandlungen, Bemühungen und Vermittlungen kam endlich am 8. July ein Vertrag zwischen dem Herzoge und seinen Unterthanen zu Stande. Diejenigen, welche Landstände hießen, das heißt, welche die Gesandten ihrer Mitbürger waren; und ihre Provinz vorstellten, erhuben, bey der Bedrängung des Herzogs, bey der Furcht vor ihm, bey der Nothwendigkeit des Herzogs neues Geld zur Bezahlung der Schulden zu haben, ihr Ansehen so sehr, daß sie die Regierung ihres Herrn einschränkten, und sich eine Menge von Privilegien geben ließen. Sie versprachen dafür, die Schulden des

Herzogs, welche noch keine Million Gulden ausmachten, binnen fünf Jahren zu bezahlen. Der Herzog mußte unter andern Bedingungen auch versprechen, keinen Krieg ohne Wissen und Willen der Landschaft anzufangen, welches für den kriegerischen Geist Ulrichs das verdrüßlichste, so wie überhaupt das unbilligste war. Es ist nicht nöthig, hier die Punkte dieses Vergleichs zu erzählen; es ist hinlänglich zu bemerken, daß der Herzog Ulrich dadurch sehr eingeschränkt wurde, er, der die Einschränkung am wenigsten vertragen konnte. Indessen wurde dieser sogenannte Tübinger-Vertrag zu einem Grundgesetze des Herzogthums Württemberg gemacht, welches die Regenten beschwören mußten.

Obgleich Herzog Ulrich bis zur Erniedrigung seines Karakter dem Willen seiner Landstände unterwarf, so konnte er doch noch nicht die völlige Beruhigung seines Landes erlangen. Vermög des Tübinger-Vertrags, schickte der Herzog nunmehr Abgeordnete herum, welche vom neuen die Huldigung einnehmen sollten. Sie fanden aber allenthalben Schwierigkeiten, und die Gemüther noch sehr getheilt. Verschiedene Städte weigerten sich, die Huldigung zu leisten. Selbst mit Stuttgart mußten vorher Unterhandlungen getroffen werden.

Zu Echorndorf und dem dasigen Amte, war die größte Unruhe. Der Herzog begab sich selbst dahin, wo ihm der Frevler der Verbrecher halb das Leben genommen hätte. Er berief das ganze Amt zusam-

men; sie erschienen, aber bewaffnet. Die Begleitung des Herzogs bestand aus achtzig Mann zu Pferde. Er ließ den Lüdingen-Vertrag, der für die Unterthanen so vortheilhaft war, vorlesen, und verlangte die Huldigung. Allein die Versammelten wollten sie nicht leisten; sie verunehrten vielmehr ihren Fürsten mit niedrigen Beschimpfungen. Die Furcht des Herzogs bey dieser Gefahr hielt seine sonst gewöhnliche Hitze zurück. Er ermannete sie nochmals, die schuldige Huldigung zu leisten, und versprach, wenn sie ruhig auseinander giengen, alle ihre Vermessenheit ihnen zu verzeihen. Der Marschall rufte hierauf aus: wer sich zum Herzoge Ulrich halten wollte, solle näher herzutreten; hier verließen alle den Herzog, und rufen aus: wer sich zu dem Herzoge halten würde, den wollten sie auf der Stelle tödten. Einer von den Rebellen wagte es, den Zaum von dem Pferde, worauf der Herzog saß, zu ergreifen, und ein andrer Verwegener stach mit dem Spieß nach ihm. Eben diesen Bösewicht, mit Nahmen Veit Bauer von Buch ob Winterbach, hatte der Herzog kurz zuvor aus dem Exil, in welches er wegen eines Mordes war verwiesen worden, zurück berufen. Einer von den Rebellen rufte laut mit Geschrey: man solle den Herzog erschießen, ehe er entfliehen möchte. Man muß die Errettung des Lebens Ulrichs hier blos der göttlichen Vorsehung zuschreiben. Er eilte nach Stuttgart, und sah sich genöthiget, mit den Rebellen zu Schorndorf, und in Ramschal, neue Unterhandlungen einzugehen. Sie blieben aber auch bey diesem Versuch hartnäckig, und ein grosser Haufen

Der Rebellen bezog auf dem Kappelberge bey Beutelspach ein ordentliches Lager. Man mußte bewaffnete Völker gegen sie senden, bey deren Angriff sich freylich nun der größte Theil verließ. Schorndorf wurde von den herzoglichen Truppen besetzt, verschiedene Empörer gefangen genommen, und diejenigen, welche noch auf dem Kappelberge zurück geblieben waren, mußten sich den Befehlen der Macht unterwerfen. Hierauf nahm Herzog Ulrich in Person vom neuen die Huldigung zu Schorndorf ein, und ließ sogleich 46 Personen, welche die Anführer der Rotte gewesen waren, aus dem Hauffen heraus nehmen, und ins Gefängniß setzen. Die Gefangenen wurden in Fesseln und Ketten unverzüglich dem Gerichte überliefert. Noch am ersten Tag wurden drey, am folgenden acht zum Tode verdammt, und sogleich enthauptet. Die Uebrigen wurden ebenfalls nach Verdienst bestraft.

Dieser Exekuzion zu Schorndorf folgte eine andere zu Stuttgart, wo sechs Verbrecher enthauptet und andere ins Elend verwiesen wurden. Durch besondere Abgeordnete von der Landschaft wurden hierauf die übrigen Städte und Lemter zur Ruhe gebracht, und die Gefahr gestillt, welche beynabe sechs Monate hindurch gedauert hatte.

Insgesamt von diesen Vorfällen, welche in Deutschland Aufsehen machten, wurde eine vollständige schriftliche Nachricht an die vornehmsten Fürsten und Stände des deutschen Reichs gesendet. Der Kaiser wurde ersucht, die entwichenen Rebellen in

die Acht, und der Pabst sie in den Bann zu thun. Nachdem die Verbrecher gestraft worden waren, so suchte der Herzog die Treue seiner Unterthanen zu belohnen. Tübingen hatte sich besonders ausgezeichnet, und erhielt dafür ein verbessertes Wappen, und unter andern Gnadenbezeugungen auch die Ehre, daß das Hofgericht daselbst beständig seinen Sitz haben sollte, welche Ehre diese Stadt noch izt genießt. Die Ruhe, welche nunmehr Herzog Ulrich nach diesen Stürmen genoss, machte, daß er das, was vorgegangen war, mehr überlegte, so wie man nach einer überstandenen Gefahr sich ihrer gern erst recht genau nach allen Umständen zu erinnern pflegt.

Diese Erinnerung wirkte bey dem lebhaften Fürsten keine angenehmen Gedanken. Er sah sich einiger Massen eingeschränkt; er hatte eine geheime größere Abneigung von sich bemerkt, als er ehedem hatte vermuthen können. Die neue Lage, in welche ihn der Tübinger-Vertrag gesetzt hatte, und viele Vorfälle im Kleinen, die ihn dennoch einzeln beunruhigten, machten ihn mißvergnügt, und er sieng daher wieder an, durch neue Zerstreungen in den Ergötzlichkeiten des Hofes und der Jagd sein Mißvergnügen zu vertreiben. Zum Ueberdruß reichten ihm seine Rätthe und Landstände eine Bittschrift ein, in welcher man ihm, zur Verbesserung seiner Umstände Dinge vorschlug, die ihm nicht anders, als höchst unangenehm seyn mußten. Man ersuchte ihn, sich vor Streitigkeiten und Fehden zu hüten, seine Pracht am Hofe noch mehr einzuschränken, in den

schwäbischen Bund zu treten, dagegen er sich so bestig geweigert hatte, und an den kaiserlichen Hof sich mit 30 Mann zu begeben, wo er mit 5000 Gulden jährlich auskommen könnte, da inzwischen die Landschaft die Schulden abtragen würde. Der letzte Vorschlag mußte ihm desto widriger seyn, da er noch gegen sein Land wegen der vorigen Empörung aufgebracht war, und seine Gegenwart für höchst nöthig hielt. Man kann leicht erachten, daß er den Vorschlägen dieser Bittschrift wenig geneigtes Gehör gab.

Im Anfange des folgenden Jahres 1515 langte indessen die kaiserliche Bestätigung des Lübingischen Vertrags an, und der Herzog fieng an, die Punkte desselben in Vollziehung zu bringen. Ob er gleich damit langsam zanderte. Eben dieses Jahr zog ihn in neue höchst beschwerliche Verdrüßlichkeiten. Eben so viel Sonderbares zeigten die Privatstände dieses Fürsten, als seine öffentliche Schicksale und Begebenheiten. Man hat schon bemerkt, daß die Jagd seine Liebhaberey war. Nach dem geschlossenen Lübingischen Vertrage überließ er sich seinen Lieblingsleidenschaften mit neuem Muthe. Sein Hof erhielt neuen Glanz. Da er die Musik liebte, und selbst ein großer Kenner davon war, so wurden dergleichen Vergnügungen nicht allein an seinem Hofe stark getrieben, sondern es fanden sich eine Menge von Sängern, und andern Virtuosen ein, unter welchen manche viele Kosten verursachten. Eine andere Art von Ergözülichkeit, die sehr gewöhnlich wurde, bestand in öffentlichen angestellten Wettrennen, wobey der

Herzog selbst seine Behendigkeit im Reiten vor andern zeigte. Oft wurden andre ritterliche Spiele, Turniere, und dergleichen kriegerische Uebungen gehalten; allenthalben verband sich Pracht und Kunst. Die Rüstungen selbst waren kostbar, und die bey öffentlichen Feyerlichkeiten angestellten Gastmähler waren es ebenfalls. Es befanden sich immer sehr vornehme Gäste an seinem Hofe; öfters fremde Prinzen, oder Grafen des Reichs, mit denen er Vertraulichkeit unterhielt. Man hätte bey vielen königlichen Höfen die Vereinigung der verschiedenen Art und Pracht vergeblich gesucht, die man an dem Hofe des Herzogs Ulrichs zu Stuttgart sah. An denen Beschäftigungen war ihm dennoch keine angenehmer, und daher gewöhnlicher, als die Jagd. Man sah ihn meistens im Jagdkleide, öfters in einem Harnisch, oft vom Kopfe bis auf die Füße in einer glänzenden Rüstung, einen heruntergeschlagenen Hut, oder auch bloß einer rauhen Mütze auf dem Kopfe, und einen Jagdspieß in der Hand. Zuweilen trug er im Sommer ein schlechtes leinenes Kleid, im Winter wechselte er dieses mit einem gemeinen schlechten Rock, vom Tuche. Doch liebte er den Panzer, und die völlige Rüstung noch mehr. Zum Behufe der Jagd wurden eine Menge Hunde abgerichtet, von welchen beständig einige den Herzog begleiteten. Er pflegte nicht allein ganze Tage, sondern auch Nächte in den Wäldern zuzubringen. Die Hitze des Sommers und die strengste Kälte des Winters hielten ihn nicht ab. Seine Natur hatte sich so abgehärtet, daß er beydes ohne große Beschwerlichkeit vertragen

konnte. Sehr oft begab er sich vor Anbruch des Tages auf die Jagd, und blieb den ganzen Tag, und die darauf folgende Nacht bis an den zweiten Morgen in den Wäldern, gemeiniglich in kleiner Begleitung, zuweilen, worüber man sich am meisten verwunderte, ganz allein, ohne einen einzigen Begleiter. Nur selten vergönnte er mehreren das Vergnügen der Jagd mit ihm zu theilen; weil er das Wild für sich zu erhalten suchte. Es wurde daher auch kein Befehl schärfer beobachtet, als das Verboth der Jagd. Durch die Übung dieser oft beschwerlichen Ergöpflichkeit gewöhnte er sich zur besondern Härte, so, daß er Hunger und Durst eben so gut, wie Kälte und Hitze ertragen konnte.

Von allen Ausschweifungen im Trunke, und in der Wollust entfernte ihn diese Leidenschaft. Man wird finden, daß solche Charaktere gemeiniglich noch einen Grad mehr von Eifersucht, als andere besitzen. Man weiß schon aus dem Vorhergehenden, daß Herzog Ulrich seine Gemahlin, gleich von dem Tage an, da er sich mit ihr vermählte, nicht im geringsten liebte, gleichwohl war er eifersüchtig. Die freye Ausübung seiner Gemahlin gab ihm hiezu noch mehr Anlaß. Zum Unglück war sie wiederum auf den Herzog eifersüchtig, ob sie gleich nicht Ursache dazu hatte. Weil sie wußte, daß sie seine Neigung nicht besaß, so glaubte sie, eine andere raube ihr dieses Eigenthum. Der Herzog pflegte mit der Tochter seines Marschalls einem Fräulein von Thumb, öfters zu scherzen, und einen angenehmen Umgang mit ihr zu unterhalten.

Sie wurde von einem Vornehmen von Ubel am Hofe vermählt, dessen Eifersucht den fortgesetzten Umgang des Herzogs mit seiner Gemahlin nicht ertragen konnte, weil ihm sein eigenes Beyspiel schreckte.

Dieser Edelmann des Hofes erweckte durch sein eignes tragisches Schicksal dem Herzoge eine Reihe der verderblichsten Vorfälle. Er wurde der Grund zu neuem Unglücke.

Bei Gelegenheit des Tübingischen Landtages war ein fränkischer von Ubel, Ludwig von Hutten; blieb hernach an dem Württembergischen Hofe, und genoß den vertraulichen Umgang des Herzogs. Er war es, welcher die Tochter des Marschalls von Thumb heurathete, deren munteres aufgewecktes Wesen dem Herzoge sowohl gefiel, daß er auch nach der Vermählung mit ihr einen angenehmen Umgang fortsetzte. Ihr Gemahl, Johannes von Hutten argwöhnte daraus mehr, als er Ursache hatte. Der Herzog, der dieses gewahr wurde, bekam ungnädige Gesinnungen gegen seine Vertrauten. Eben dieser Vertraute aber, welcher wegen seiner eignen Gemahlin so argwöhnisch war, genoß die Gunst der Gemahlin des Herzogs in ganz besondern Grade.

Ohnstreitig mochte er der Herzogin Sabina, bey bequemer Gelegenheit seinen Argwohn entdeckt haben, und diese, welche auf ihren Gemahl, den Herzog ohnehin sehr eifersüchtig war, mochte ihm Mittel, sich an den Herzog zu rächen, vorgeschlagen haben.

Die

Die Vertraulichkeit der Herzogin und des Herrn von Hutten, erfüllte den ganzen Hof in Verdacht. Der eifersüchtige Herzog wurde noch mehr gereizt, als er auf einer Jagd an den Finger des Herrn von Hutten den Ring zu erblicken glaubte, welchen er seiner Gemahlin geschenkt hatte. Ueberzeugt von dem Grunde seines Verdachts sann er nunmehr auf Rache, die bey seinem heftigen Geiste grausam seyn muß.

Er stellte am folgenden Tage wiederum eine Jagd an, auf welche ihn der Herr von Hutten begleiten mußte. Nachdem er sich mit demselben von dem übrigen Gefolge entfernt hatte, stellte er ihm seine Untreue zornig vor, und ermordete ihn auch sogleich mit eigener Hand, worauf er ihn an die nächste Eiche hieng. Diese Uebereilung der Hitze, welche überhaupt dem Charakter des Herzogs eigen war, versetzte ihn in die beschwerlichsten neuen Unruhen. Die weitläufige und mächtige Familie von Hutten suchte alles gegen ihn in Bewegung zu setzen; es erschien eine Menge von Schmähchriften. Man gab dem Herzoge Schuld, daß er den jungen Herrn von Hutten wegen seiner artigen Gemahlin ermordet hätte. Man häufte die Vorwürfe. Dieß war noch nicht genug, man suchte eine neue Empörung in Würtemberg zu erregen, und der Vater des Getödteten suchte in einer besondern Zuschrift an die Landstände, dieselbe von dem Herzoge Ulrich abwendig zu machen. Diejenigen Landstände, welche sich eben damals zu Stuttgart aufspielten, gaben dem Herzoge von dieser Zuschrift

Nachricht. Er versicherte ihnen aber, daß er den Vorfall mit dem Herrn von Hutten wohl zu verantworten sich getraue, und ersuchte die Landstände, wegen der Schulden, die ihn drückten, auf wirksame Maahregeln zu denken.

Es war der Landtag, welchen man bekümmert zu halten für gut befand, kaum angegangen, so begab sich der Herzog zu dem Kaiser Maximilian, welcher ihn zur Vermehrung seiner Pracht zu der Zusammenkunft mit den Königen von Pohlen, Ungarn und Böhmen eingeladen hatte. Er empfahl den Schutz seines Landes, in seiner Abwesenheit dem Kurfürsten von der Pfalz, und dem Bischofe zu Würzburg. An dem Hofe des Kaisers vergaß der Herzog mitten unter Pracht und Ergötzlichkeiten dennoch die Unruhen seines Landes nicht. Er wurde wider Willen länger, als er wünschte, von dem Kaiser durch wiederholte Bitten aufgehalten. Der Kaiser gab in zwischen dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Bischof von Würzburg den Auftrag, den huttenischen Handel, so gut als möglich, beyzulegen. Allein die Gemüther der Beleidigten waren zu sehr erbittert, und dürsteten nach Rache.

Die vielen wider den Herzog ausgestreuten Schriften beleidigten nicht allein seine Ehre, sondern reizten auch zum Aufruhr. Viele, auch unter denen Unterthanen vom Stande, giengen in ihrer Unzufriedenheit über den Herzog bis aufs äußerste, und die Empörung schien angefaßt zu werden.

Drey Personen von dem vornehmsten Stande, die beyden Vögte zu Lübingen und Weinsberg, und der Vogt zu Ransstadt, machten sogar schon einen Anschlag den Herzog der Regierung zu entsetzen, und sie einigen Landständen aufzutragen.

Der Herzog eilte daher auf diese Nachricht von dem Kaiser in sein Land zurück, wo er alles voller innerlichen Unruhen fand. Er sah sich genöthiget, einen neuen Landtag auf den November dieses Jahres 1515 auszuschreiben, welcher aber erst im Dezember zu Stande kam. Er bath den Kaiser, diesen Landtag selbst beizuwohnen, und beklagte sich zugleich in dieser schriftlichen Einladung, daß er gehindert würde, seine Unschuld wider die huttenischen Verleumdungen zu retten. Inzwischen, da schon so viele Verdrüßlichkeiten den Herzog umringten, kam noch eine neue dazu. Es schien, als wenn er von allen Arten der Schicksale angegriffen werden mußte.

Das innere Nibbergnügen in seinem Pallaſte mit seiner Gemahlin, stieg unter den äußern Bedrängnissen immer höher. Die beyderseitige Eifersucht und Hise, und der Geist des Widerspruchs bey der Gemahlin, verursachte oft sehr lebhafte, oft unanständige Ausstritte. Der Herzog selbst gestand in der Folge in der öffentlichen Anklage seiner Gemahlin, daß er sie einmal mit Schlägen hätte zurecht weisen wollen, da sie ihm mit ihren bitteren Reden zu sehr aufgebracht hätte. Die Uneinigkeit dieser beyden wider Willen Vermählten war desto trauriger, je

mehr sie zu der Verleumdung des Herzogs beytrug, und je wahrscheinlicher es ist, daß die Gemahlin dabey die größte Schuld hätte. Eine Gemahlin, die man nicht lieben kann, herrschsüchtig, gebieterisch, und untreu zu sehen, was kann zur Entrüstung in der ganzen Welt ärger seyn? Die Herzogin Sabina tröstete sich über den Verlust des Herrn von Hutten durch einen Umgang mit dem Obervogte zu Urach, Dietrich Coeten. Der Herzog bemerkte dieses mit dem innersten Verdrusse; denn einen Nebenbuhler hatte er getödtet, und daher waren so grosse Unruhen entstanden, die noch nicht gestillt waren; was sollte er bey den zweyten Nebenbuhler thun? Die zanksüchtige, und auffahrende Gemüthsart der Gemahlin erhöhte sein Unglück, bis ins unerträgliche. Er wollte gleichwohl wegen des Argwohns auf seinen Obervogt und Mitbuhler Sicherheit haben, und gab beschwören vor, daß er verreisen wollte; kam aber unvermuthet wieder. Hier fand er einen Ball am Hofe, welchen die Herzogin gab, und sah sie mit seinem Nebenbuhler tanzen. Er hatte sich unter denen Zuschauern verborgen gehalten, tratt aber bald herbe, und forderte seine Gemahlin zum Tanze auf. Da er vorher verschiedenes beobachtet hatte, was ihm nicht gefiel, so soll er, unter dem Tanze seinen Unwillen auf verschiedene Art, und sogar mit den Spornen der Gemahlin zu erkennen gegeben haben.

Nach diesem Vorfalle erinnerte sich die Herzogin an das Schicksal des Herrn von Hutten, und sieng an, für sich selbst besorgt zu werden. Sie begab sich

baher nach Nürtingen, unter dem Vorwande, die Wittwe des Herzogs Eberhard zu besuchen. Der Herzog, ihr Gemahl, welcher bald darauf zu dem Kaiser nach Ulm reiste, sprach sie unterwegs zu Nürtingen, und fand sie zwar freundlich, doch gab sie vor, daß sie unpaß sey. Als der Herzog wieder zurück gekommen war, und seine Gemahlin in Stuttgart erwartete, erhielt er die Nachricht, daß sie von Dietrich Epten und einigen andern sich hätte entführen lassen. Neue Unruhen, neue Verdrüßlichkeit.

Diesen Vorfall für den Herzog machte die hohe und weitläufige Unverwandtschaft der Herzogin Sabina am meisten beschwerlich. Der Kaiser ihr Onkel, welcher von der Begebenheit sogleich Nachricht erhalten hatte, versicherte zwar den Herzog, daß er an der Flucht seiner Gemahlin keinen Antheil nehme, aber bezeugte dennoch über die entstandene Uneinigkeit sein großes Mißvergnügen, und ließ sich durch eine Gesandtschaft nach den Umständen erkundigen. Herzog Ulrich hingegen berichtete die Flucht seiner Gemahlin an alle Stände seines Landes, an den Kurfürsten von der Pfalz, den Markgrafen von Baden, und andere Stände des Reichs. Der Bruder der Entflohenen, der Herzog von Bayern, Ludwig bezeugte sich gegen den Gesandten des Herzogs Ulrich sehr billig, und versprach, wenn seine Schwester gefehlt hätte, sich in ihren Streit nicht zu mischen. Die Aussichten blieben gleichwohl für den Herzog Ulrich zweydeutig.

Außer dieser Verdrüsslichkeit, und derjenigen, welche noch immer die Ermordung des Herrn von Hutten verursachte, drängten die Schulden den guten Herzog noch dazu, und es war nicht möglich, den Landtag länger zu verschieben, welcher auch am Ende dieses Jahrs 1515 gehalten wurde. Man suchte am Ende dieses Jahrs Mittel wider die Vorfälle dieses ganzen so unglücklichen Jahrs. Der Anfang des folgenden wurde noch damit zugebracht.

Eine neue Bewilligung der Landstände in Absicht des verlangten Geldes war die vornehmste Frucht dieses Landtages. Die entwichene Gemahlin stellte in einem Schreiben den Landständen die Ursachen ihrer Flucht vor, das heißt; sie überhäufte den Herzog mit Vorwürfen. Bey solchen Erbitterungen war eine Versöhnung unmöglich, so sehr sie auch der Kaiser wünschte, und durch einen an den Herzog geschickten Gesandten daran arbeiten ließ.

Unter den Bemühungen, die Streitigkeiten beyzulegen, vermehrte sich der Zorn auf allen Seiten. Die Lebhaftigkeit des Fürsten, der sich sehr unschuldig hielt, und es auch mehr war, als seine Gegner zugaben, reizte den Ausbruch seines Unwillens. Er suchte durch verschiedene Schreiben die Gunst des Kaisers, die er vor Kurzem noch im hohen Grade befaß, sich zu erhalten. Der Kaiser wurde ihm durch die Reizungen seiner Gegner immer abgeneigter: er trug zwar Unterhandlungen an, aber die erzürnte Familie von Hutten verwarf alle Vorschläge. Sie

verband sich vielmehr mit dem Herzoge von Bayern, welche nunmehr die Parthey ihrer Schwester, der entflohenen Herzogin nahmen, und es verbreitete sich das Gerücht allgemein, daß das Herzogthum Württemberg würde mit Krieg überzogen werden. Diese Nachricht setzte den Herzog in neue Bewegung. Er suchte bey den Schweizern Hilfe. Der Kaiser befahl durch eine besondere Schrift, den Ständen von Württemberg, daß sie ihrem Herzoge keinen Beystand leisten sollen. Ulrich, welcher sahe, daß alles nun aufs höchste stieg, setzte sich in die stärkste Zurüstung. Er bemühte sich um Völker bey den Schweizern, er warb Truppen, er legte Magazine an, alles drohte den Krieg, wegen einer Entführung.

Der Kaiser ließ dem Herzoge unter solchen Zurüstungen einen sonderbaren Vorschlag thun, nach welchem er die Regierung auf sechs Jahre niederlegen, und ohne kaiserliche Erlaubniß sein Herzogthum nicht betreten solle. Dieser ungerechte Vorschlag wurde wie billig mit der Erklärung verworfen, daß der Herzog Ulrich weder dieses, noch jemals etwas eingehen würde, was seine Ehre verletzete.

Die Unterthanen selbst beschwerten sich beym Kaiser über diesen sonderbaren Antrag; aber Maximilian war nun einmal wider den Herzog von seinen Rethern eingenommen. Er vergaß alle vorige Freundschaft, und erklärte den Herzog ohne Umstände in die Reichsacht. Dieser sahe nun einem feindlichen

Angriffe entgegen. Sein Muth wich aber nicht, er versammelte seine Truppen, und zog mit 10,000 Mann nach Göppingen. Er ließ hierauf einen neuen Antrag dem Kaiser auf billigere Bedingungen vorschlagen. Es kam unter diesen Unterhandlungen zu Augsburg am 22. Oktober 1516 ein Vergleich zu Stande, dessen hauptsächlichster Inhalt war: daß einer von den Prälaten, zwey vom Adel, und zwey von den Städten zu der Regierung des Herzogthums verordnet wurden. Diese Regierung sollte die Einkünfte des Landes in ihrer Verwaltung haben, und der Herzog mit seiner Gemahlin davon einen jährlichen Gehalt bekommen. Zur Befriedigung der Suttenschen Familie wurden 27000 Gulden in drey Terminen zu bezahlen versprochen.

Der Unmuth des frenen Geistes des Herzoges, über so widrige Einschränkungen, zu welchen er war gezwungen worden, wachte zeitig auf. Wenn man zu etwas gezwungen wird, durch überraschende Umstände, oder Verblendung einer Gefahr, so stellt sich der Verdruß darauf desto lebhafter ein. Ulrich zog mit seinem gesammelten Heere nach dem getroffenen Vergleiche zu Augsburg zurück. Unterwegs, als er voll von Unwillen war, gerieth er in die Gefahr, erschossen zu werden; indem aus dem helsensteinischen Schlosse Hiltensburg eine Stuckkugel in das Haus, wo er sich aufhielt, geflogen kam. Darüber entbrannte der Zorn des Herzogs: er ließ das Schloß stürmen, und aus dem Grunde abbrennen. Wenn nicht die Gräfinn von Helsenstein einen Fuhfall ge-

than hätte, so würden alle Güter, die zu dem Schloße gehörten, ein gleiches Schicksal mit demselben gehabt haben.

Dieser Vorfall, denn wir psychologisch gerechtfertigt haben, gab gleichwohl Gelegenheit zur neuen Entrüstung des Kaisers, welchen die Feinde des Herzogs aufs neue in Zorn zu bringen wünschten. Der Herzog selbst vermehrte diesen Zorn dadurch, daß er in einer feyerlichen Gesandtschaft an den Kaiser, welche ihn rechtfertigen sollte, im Namen des Landes die neue eingesetzte Regierung verbitten ließ, weil die Landstände mit seiner Regierung vollkommen zufrieden wären. Maximilian war mit diesem Antrage sehr unzufrieden. Er verschob die Erklärung und Verhandlungen darüber, bis auf den bevorstehenden Reichstag. Gleichwohl wurde unter der Zeit der fünfzigste Mann im Reiche gegen den Herzog Ulrich aufgeboden. Es stand ein neuer Krieg bevor. Da es dabei auf die Vertreibung des Fürsten aus seinem Lande angesehen war, und nichts verderblicher seyn konnte, als eine innere Empörung, so glaubte Ulrich ein Schrecken dagegen zu erregen, wenn er die Staatsgefangenen, von denen wir oben erzählten, daß sie dem Herzoge die Regierung zu nehmen trachteten, zum Beispiel für andere hinrichten ließe. Man nannte dieses eine Grausamkeit, wenn der Herzog in glücklichen Umständen gewesen wäre, so hätte man seine Weisheit dabei bewundert. Zu Augsburg auf dem Reichstage, welcher darauf im Jahr 1518 gehalten wurde, erklärte sich Maxi-

milian, gegen den Herzog Ulrich sehr feindselig, ohneachtet verschiedene Fürsten Vorstellungen thaten, unter welchen der Kurfürst von der Pfalz der vornehmste war, der unterwegs den Herzog Ulrich zu Urach gesprochen, und einem prächtigen Tourneere beygewohnt hatte, denn der Herzog ließ sich durch die aufgethürmten Ungewitter nicht kleinmüthig machen. Maximilian war aber so erbittert, daß er von keiner Billigkeit gegen den Herzog hören wollte, und öffentlich gestand, er wolle alle Dienste desselben nunmehr vergessen. Der bebrängte Fürst stellte hierauf dem Kaiser in einer weitläufigen Verantwortung die Gerechtigkeit seines Betragens vor, und erboth sich, vor unpartheyischen Richtern zu erscheinen, und dem Ausspruche derselben sich zu unterwerfen. Ehe dieser Antrag dem Kaiser übergeben werden konnte, starb der Kaiser selbst, und mit ihm das ganze Glück des Herzogs Ulrich.

Die Großmuth der Fürsten beweinte den Tod des feindlich gesinnten Maximilian, der vormals so sehr sein Freund gewesen war.

Es wurde zu Ehren des Kaisers ein feyerliches Leichenbegängniß gehalten, bey welchen die vornehmsten Stände eingeladen waren.

Der Herzog saß mit seinen Prälaten an der Tafel, als er die Nachricht erhielt, daß die Bürger zu Reutlingen seinen Burgvogt zu Achalm getödtet hätten. Dieser Burgvogt, ein Liebling des Herzogs,

war nach Reutlingen gekommen, und hatte sich während dem Essen in einem öffentlichen Gasthose mit einigen Bürgern von Reutlingen über die Willkür gerechtigkeit gestritten. Die Bürger wurden so aufgebracht, daß sie ihn ermordeten. Sobald Herzog Ulrich die Nachricht von dieser Ermordung hörte, stand er von der Tafel auf, und gerieth in den heftigsten Zorn. Der Zorn bemächtigte sich seines ganzen Geistes: er ließ Lärmen schlagen, es mußten Truppen zusammen kommen, er selbst ritt in der Hitze mit seiner Begleitung, welche immer sehr stark war, nach Reutlingen, um diese Stadt zu überfallen, sah aber die Unmöglichkeit der Einnahme ein, und kam wieder zurück. Am folgenden Tage aber kam ein ganzes Heer auf seinen Befehl in die Waffen, und er brach mit seinen Völkern auf, um die Stadt Reutlingen seine ganze Rache fühlen zu lassen. Als der blödsinnige Vater des Herzogs, Graf Heinrich zu Stuttgart diese Zurüstungen sah, und den schnellen Aufbruch und Lärmen, sagte er von dem Herzoge seinem Sohne: Der wird zum Lande hinausziehen. Der blödsinnige weisagte. Herzog Ulrich aber brach mit seinem Heere unter den Beschwerlichkeiten der strengsten Kälte, am 22. Jänner 1529 gegen Reutlingen auf, und fieng eine ordentliche Belagerung an.

Die mitgebrachte Artillerie besürmte die Stadt, die Reiteren bemächtigte sich der umliegenden Gegend, und ließ dem Herzog Ulrich huldigen. Er ließ die Stadt zur Uebergab auf Gnade und Ungnade aufordern. Da Reutlingen aber eine freie Reichsstadt,

und in den schwäbischen Bund war, so entschloß sie sich aufs äußerste zu vertheidigen, ließ die Vorstädte abbrennen, und schickte um Hilfe an die nächsten Reichsstädte des schwäbischen Bundes. Die Bothen aber wurden aufgefangen. Indessen wurde die Belagerung fortgesetzt. Die Strenge der Kälte, und der tiefe Schnee machte die Belagerung für die württembergischen Soldaten fast unerträglich; viele erfroren, das Eis, welches die Flüsse bedeckte, verursachte Mangel an Wasser, und genug Proviant war auch nicht da. Die erfrorenen Soldaten konnten nur mit Mühe in den Schanzen arbeiten. Der Herzog Ulrich war der geschäftigste und machte seinen Soldaten durch sein eignes Beyspiel Muth.

Herzog Ulrich lief beständig unter seinen Soldaten herum, in einem dünnen Luchrocke, und einem Bauernhute, und stellte sich selbst an die gefährlichsten Posten; er brannte meistens die Artillerie mit eigener Hand ab, und theilte alle Beschwerlichkeit mit dem gemeinen Soldaten. Zur Beschüzung für die Kälte ließ er Wohnungen in die Erde hineingraffen, und munterte sein Heer auf, indem er allenthalben war, und von der Kälte nichts zu empfinden schien, da der Soldat bey dem stärksten Feuer sich nicht erwärmen konnte. Er ließ die Bürger von Neutlingen versichern, daß er eher sein halbes Herzogthum daran setzen würde, als die Belagerung aufheben. Und eben diejenigen Beschwerlichkeiten, welche die Belagerung schwer machten, setzten auch die Bürger in Neutlingen in Noth, welche durch den

Mangel an Wasser besonders vermehrt wurde. Da das grobe Geschütz endlich auch Lücken in die Stadtmauern gemacht hatte, so sahen sich die Bürger endlich zur Uebergab gezwungen. Die Belagerung hatte acht Tage gewährt; der Herzog gieng als Sieger in die eroberte Stadt, und unterwarf sich dieselbe im Triumphe aller möglichen Feyerlichkeiten. Er glaubte, da er durch die Waffen davon Meister geworden wäre, so könne er die Stadt als sein Eigenthum betrachten. Er legte eine Besatzung hinein, ließ sich huldigen, und machte eine Reichsstadt zu seiner eigenen Provinzialstadt.

Allerdings war dieses ein Eingrif in die Rechte des deutschen Reichs, und der ganzen Nation. Man müßte partheyisch seyn, wenn man bey diesem Vorfalle läugnen wollte, daß die wilde Hitze des Herzogs die Gränzen zu überschreiten pflegte. Es war aber dieses einmal der Hauptzug in seinem Karakter. Er hatte von seiner hitzigen Wildheit schon betrübte Folgen genug erfahren; allein wer kann seine Natur ändern? Auf der andern Seite findet man, wenn man unpartheyisch urtheilt, wiederum so viele neue Entrüstungen des Herzogs, daß er mehr, als Mensch seyn mußte, wenn er bey seinem heftigen Naturell nicht immer noch mehr hätte aufgebracht werden sollen. Er forderte die Ueberlieferung der Verbrecher, die seinen Liebling in Reutlingen ermordet hatten. Man verweigerte es ihm; man begegnete bey der Aufforderung der Stadt dem Gesandten eines wilden Kriegers trotzig und hartnäckig. Man

wollte sich in Neutlingen vertheidigen; und Mörder gegen die Gerechtigkeit der Strafe schützen; da damals kein Kaiser in Deutschland war, so glaubte der Herzog sich selbst am ersten Hilfe verschaffen zu müssen. Die Schwierigkeit der Belagerung erregte seine Rachsucht.

Die Freude über die Eroberung der Stadt Neutlingen war sehr kurz. Der Schwäbische Bund, welcher diese Stadt in Schutz und Verbindung mit sich genommen hatte, entschloß sich, die grausamste Rache an dem Herzoge Ulrich zu nehmen. Die ganze mächtige hutkensche Familie, Dietrich Eperen, die Grafen von Helfenstein, deren Schloß er zerstört hatte, entfachten allenthalben alles wider ihn. Seine entflohene Gemahlin reizte ihre Brüder, die Herzoge von Bayern, aufs neue; einer von diesen Brüdern Herzog Wilhelm war der oberste Feldherr des schwäbischen Bundes. Es war nun gewiß, daß ein Feldzug in das Württembergische unternommen werden, und daß der Krieg blutig geführt werden würde. Ulrich, welcher dieses leicht vorsah, suchte sich in Vertheidigung zu setzen, und sich durch Bundesgenossen und feste Plätze mächtig zu machen.

Er befestigte Neutlingen aufs neue zur Vormauer vor einem Angriffe, er gab seinen andern Städten neue Befestigungen. Seine eignen Völker wurden bis auf 14000 Mann vermehrt, und zogen sich in der Gegend von Blaubeuern zusammen. Er suchte bey seinen Bundesgenossen Hilfe: von dem Mark-

grafen von Baaden erwartete er 2000 Mann. Der Landgraf von Hessen Philipp versprach ihm ebenfalls Hilfstruppen zu senden, und durch besonders abgefertigte Gesandten erhielt er Hoffnung, eine beträchtliche Anzahl Truppen von den Schweizern zu erhalten. Es rüstete sich hingegen der Schwäbische Bund mit aller Gewalt wider ihn. Es kamen auf dreyszig tausend Mann zusammen. Ihr Anführer war ein persönlicher Feind des Herzogs, der Bruder der entflohenen Gemahlin desselben. Sobald von der Hilfe der Schweizer, welche sie dem Herzoge versprochen hatten, Nachricht ankam, bemühte sich der Schwäbische Bund, diese Hilf zu vereiteln. Er fand bey den Schweizern Eingang.

Man suchte verschiedene Mittel, das Ungewitter ehe es noch ausbrach, abzuwenden. Der Kurfürst von der Pfalz, welcher in dem wählenden Interregnum Reichsverweser war, bemühte sich durch Ermahnungen, und auch durch vorgesezte Strafe allen Ausbruch des Kriegs zu hintertreiben: aber man achtete seine Vorstellungen nicht. Der Herzog Ulrich wendete sich selbst an den Schwäbischen Bund, und bath ihn, den Vorgebungen seines erzürnten Schwagers des Herzogs von Bayern Wilhelm, nicht zu folgen. Er bemühte sich zu rechtfertigen, aber es war zu spät, und der Krieg, welcher von der Erbitterung angefaßt war, konnte nicht mehr zurückgehalten werden.

Die förmliche Erklärung des Krieges an den Herzog von den Feinden erfolgte am sechs und zwanzigsten März dieses Jahrs 1519. Die damalige Mode hatte mit der römischen, da man durch die Seciales den Krieg ankünden ließ, eine vollkommene Aehnlichkeit. Es erschienen zehn Edelknaben, welche die Kriegserklärungen, die man Feindsbriefe nannte, an der Spitze ihrer Lanzen angebunden hatten. Sie wurden von drey Trompetern begleitet. Bey der Ueberreichung begegnete man ihnen mit vielen Ceremonien; jeder von den Edelknaben wurde mit zween, und jeder Trompeter mit vier Goldgulden beschenkt. Der Schwäbische Bund sandte an die Landschaft von Würtemberg eine besondere Erklärung des Kriegs, in welcher heftige Beschuldigungen, besonders wegen der Einnahme von Keutlingen wider den Herzog enthalten waren, und wobey man versprach, das Land zu schonen. In andern Briefen wiegelte man die Landschaft und die Anterthanen wider den Herzog selbst auf, und ersuchte sie, ihrem Herrn keinen Beystand zu leisten. Einige sagten wirklich den Gehorsam auf. Bey der Armee des Herzogs hatten sich auf 14000 Schweizer eingefunden, aber eben als der Krieg angehen sollte, wurden sie zurück gerufen, weil der schwäbische Bund, und die Feinde des Herzogs überhaupt Vorstellungen gethan hatten, daß Herzog Ulrich ein Feind des Vaterlandes, des deutschen Reichs sey. Der Herzog empfienz diese besürzende Nachricht zu Tübingen, wo er Anstalten zum Kriege machte. Er begab sich in das schweizerische Lager, um die Soldaten bey sich zu erhalten; aber

aber zu gleicher Zeit erhielten sie den zweyten Befehl, bey Verlust ihrer Güter, und bey Lebensstrafe zurück zu kehren. Obgleich die gemeinen Soldaten darüber sehr aufgebracht wurden, so gieng dennoch das ganze Heer auseinander. Nun war der Herzog fast im Angesichte seiner grimmigen Feinde auf einmal verlassen. Die versprochenen Hilfsvölker der Fürsten von Baaden und von Hessen erschienen ebenfalls nicht. Mit seinem eignen Heere, welches aus 16,000 Mann ungeübten Volke bestand, konnte er nichts gegen 30,000 Mann versuchte und geübte Krieger unternehmen. Er ritt in halber Verzweiflung zu seinen Völkern, welche bey Blaubeuern im Lager standen, und hielt eine bewegliche Rede an sie: Er stellte ihnen sein Unglück vor, wie er nunmehr so schändlich verlassen, und unfähig wäre, dem Feinde Widerstand zu leisten; wie er zwar auf ihre Tapferkeit sich verlasse, aber sie denen weit überlegenen Feinden nicht aufopfern könne. Er erlaubte ihnen auseinander zu gehen, bethete sie aber, in den Städten ihr Vaterland tapfer zu vertheidigen. Er selbst müsse nunmehr sein Land verlassen, und ins Elend wandern, doch hoffe er, dasselbe wieder zu erobern, und alsdann jeden, nach seinen Verdiensten belohnen zu können. Diese rührende Rede machte einen starken Eindruck auf die Soldaten. Sie knirschten mit den Zähnen, und bedauerten, daß sie dem Feinde kein Tressen liefern könnten. Der Herzog begab sich nach Stuttgart, und von da nach Tübingen, wo er Anstalten zur Gegenwehr machte.

In Württemberg rückte nunmehr die feindliche Armee unter den Befehlen des Herzogs Wilhelm von Bayern ein, und belagerte die Stadt und Festung Heidenheim. Der Widerstand der Besatzung, und ihre Tapferkeit, welche die Belagerung acht Tage lang aufhielt, gab dem Herzoge einen neuen Muth. Er wollte eine Schlacht wagen, und die Armee wieder versammeln; allein seine Hauptleute widerriethen diese Kühnheit, welche unnütz war. Die Feinde giengen indessen in ihren Eroberungen weiter; die Hauptstadt Stuttgart ergab sich nach einigen Unterhandlungen am 4. Aprill, und diesem Beyspiele folgten die übrigen Städte. In Tübingen befand sich der Herzog Ulrich selbst. Sein Muth, oder vielmehr seine Kühnheit entschloß sich die Belagerung selbst auszuhalten. Nur nach vielen Bitten und den dringendsten Vorstellungen verließ er diese Stadt, und begab sich nach Nömpelgard. So war er nun von seinem Lande vertrieben, von seinen Feinden verfolgt, und von seinen Freunden verlassen. Seine Hise hatte ihm seine Macht geraubt; sie war noch da, als er die Macht verlohren hatte; sie machte nun seine Schicksale ihm desto unerträglicher. Der vertriebene Fürst sahe den Empörungen seines Landes zu. Tübingen ergab sich an die Feinde am 21. Aprill. Das Schloß vertheidigte sich länger. Als aber wegen der eintretenden Osterferien ein Waffenstillstand gemacht wurde, so gab dieser zur Uebergab der Festung Gelegenheit, indem einige von den Feinden bey den vorgegangenen Zusammenkünften gewonnen wurden. Es wurde eine Capitulation aufgesetzt.

nach welcher die Erzherzoge von Oestreich, und Herzog Wilhelm von Bayern, als die nächsten Aunverwandten die Vormundschaft des Prinzen von Christoph, des einzigen Sohn des Herzogs Ulrich, und dessen Prinzessin, Anna, führen sollten. So hart diese Bedingung, und die übrigen dabey waren, so wenig wurden sie dennoch in der Folge gehalten; sie waren noch gelind für den Grimm der Feinde.

Indessen der Herzog Ulrich zu Mömpelgard sein Geschick überdachte, und Rettungsmittel suchte, die er nicht fand, eroberten seine Feinde das ganze Herzogthum. Die Beschreibung der Einnahme der einzelnen Städte gehöret nicht in die Geschichte des Lebens Ulrichs, und die württembergischen Geschichtschreiber haben ihre ganze Sorgfalt dabey schon angewandt. —

Mit dem Ende des Monats May 1519 war die Eroberung vollendet. Der schwäbische Bund legte in die Städte Besatzung. Die Unterthanen wußten nicht, wer ihr Herr sey. Ihr rechtmäßiger Beherrscher war vertrieben. Einige Aemter hatten dem Bunde, andere dem Prinzen Christoph gehuldiget. Die entflohene Gemahlin des Herzogs kam wieder, und verlangte die Stadt und das Amt Urach, welches ihr Vertrauter, Dietrich Speten, ehedem zur Verwaltung erhalten hatte. Der Bund gab niemals recht zu verstehen, was er mit dem eroberten Herzogthume machen wolle; die Unterthanen litten Gewaltthätigkeiten. Die Streifereyen der Soldaten

verwüsteten das Land, und die Raubgier plünderte die Einwohner. Man entschloß sich endlich zu einem Landtage, welcher im Juny dieses Jahrs gehalten werden sollte.

Der vertriebene Fürst hingegen war voller Unruhe, bald in Nömpelgard, bald zu Hohentweil, derjenigen Festung, deren Gebrauch er vor vier Jahren von dem Herrn von Clingenberg erhalten hatte. Er versah beyde Festungen mit Geschüz, Proviant, und andern Nothwendigkeiten. Noch immer hofte er durch den Beystand seiner Bundesgenossen, besonders der Schweizer, sein Land wieder zu erobern. Er wartete aber nicht einmal so lange, bis er fremde Hilfe erhielt, sondern seine wilde Kühnheit trieb ihn nach wenigen Monaten im August, wieder zu einem neuen Versuche. Ehe man daran denken konnte, war Herzog Ulrich wieder im Lande. Der schwäbische Bund hatte einen grossen Theil seiner Soldaten abgedankt, und diese, welche nichts bessers anzufangen wußten, begaben sich in des Herzogs Ulrichs Dienste, welcher unermüdet allenthalben auf seine Vortheile bedacht war. In kurzer Zeit war seine Armee auf 8000 Mann stark. Er wartete aber nicht so lange, bis sie ihm nachfolgen konnte, sondern eilte von wenigen begleitet, vor die Thore von Stuttgart. Die Bürgerschaft, sobald sie ihren Herzog sah, empfing ihn mit Freude, die schwache Besatzung des Bundes verließ ihre Posten, und Ulrich war aufs neue Meister der Hauptstadt seines Landes.

Er ließ die Bürgerschaft auf die Wiesen gegen Konstanz versammeln, und ließ sich von neuen huldigen, bey welcher Gelegenheit der verhasste Tübinger Vertrag aufgehoben wurde; denn Ulrich glaubte, daß das Recht der neuen Eroberung die vorigen Verbindlichkeiten vernichte. Er ließ sich hierinnen von seinem Kanzler D. Vollanden hintergehen. Man schrieb überhaupt vieles seinem Karakter zu, wozu ihn doch nur andere verleitet haben, welchen er nicht ohne Grund trauen konnte. Allein ihn überhaupt entschuldigen kann nur derjenige, welcher ungerecht urtheilen kann.

Die neun Artikel der Huldigung, welche die Bürger zu Stuttgart leisten mußten, machten den Herzog zum völlig unumschränkten Herrn, der ohne Einspruch über das Leben, Vermögen, und alle Umstände seiner Unterthanen zu gebiethen hatte. So hart diese Punkte waren, so willig wurden sie doch von den unbewaffneten Bürgern vor dem Angesichte einer starken kriegerischen Begleitung des Herzogs beschworen. Dieser neue Sieger nöthigte nach der Einnahme von Stuttgart die übrigen Städte und Aemter seiner Herrschaft sich gleichfalls zu unterwerfen. In geringer Zeit hatte der größte Theil des Herzogthums gehuldigt. Einige Städte, Urach, Göppingen und Tübingen widersetzten sich, und erwarteten die Belagerung. Der Herzog suchte zuerst sich der Stadt Bebingheim zu bemächtigen, weil er aber kein großes Geschütz hatte, mußte er unrichteter Sache abziehen.

Die Zerrüttung des Landes wurde aufs höchste getrieben, da der schwäbische Bund mit einem Einfall drohte, die Einwohner des Landes zur Treue gegen den Bund ermahnte, und verschiedene von dessen Anhänger sich in Städten muthig gegen den Herzog wehrten. Die Partheyen des Herzogs hingegen warben allenthalben frische Truppen für ihn. Alles war wider einander, und die Verwirrung mußte unter den verschiedenen Streifereyen, Plündern und Morden aufs höchste steigen. Der Herzog bemühte sich, den schwäbischen Bund zu versöhnen, und stellte die Billigkeit vor, daß er sein eignes Land wieder eingenommen habe, entschuldigte sich wegen der Vorwürfe, und versprach, außer den Besitz seines Landes die genaueste Ruhe zu beobachten. Allein die Wirten des Bundes achteten so wenig darauf, daß sie nicht einmal antworteten, sondern vielmehr bey Ulm eine Armee von 19.000 Mann zusammenzogen, und mit denselben aufs neue in Würtemberg einrückten. Der Herzog hob die Belagerung von Ehlingen auf, und lagerte sich bey Nellingen. Sein Heer bestand nur aus 6000 Mann, und alle Bemühungen von dem Adel, und den Städten Verstärkungen zu erhalten, waren vergeblich. Er zog sich also nach Stuttgart. Nach dem Berichte einiger Schriftsteller soll zwischen den beyden feindlichen Heeren eine Schlacht vorgefallen seyn, in welcher der Herzog geschlagen worden; wenigstens muß sie unbedeutend gewesen seyn.

Dem Herzoge machte es die Schwäche der Armee unmöglich, denen Ulirten entgegen zu gehen. Diese ruckten immer näher. Da er durch öfters wiederholte Bemühungen frische Truppen selbst von seinem Lande nicht erhalten konnte, gab er die Hoffnung auf, etwas wichtiges zu unternehmen. Er konnte sein Heer nicht ferner unterhalten, und mußte es auseinander gehen lassen; und so sah sich der unglückliche Fürst zum zweytenmal genöthigt, sein Land zu verlassen. Er hatte sich darinnen zwey Monathe aufgehalten, als er es verließ, und fünfzehn Jahr entfernt seyn mußte. Sein größter Fehler war, daß er bey der Huldigung zu Stuttgard den Tübingischen Vergleich vernichtet hatte. Allein es war nicht sein Fehler, sondern seines unverständigen, unbesonnenen Kanzlers. Jeder Unterthan wurde durch die gebrochte Souverainität schüchtern, und glaubte durch die Härte des Herzogs alles zu verlieren. Man kann sagen, daß nicht sowohl die Feinde, als sein eigener Kanzler den Herzog zum zweytenmale aus dem Lande getrieben habe. Mömpelgard wurde wieder der Zufluchtsort des unglücklichen Fürsten, welcher dennoch nicht aufhörte, neue Mittel zu seiner Errettung zu suchen, und besonders den Beystand der Schweizer zu erhalten, in welchem Gesuche ihn auch nicht seine Hoffnung betrog.

In dem damaligen Zustande Deutschlands hatte das Mißgeschick des Herzogs Ulrichs seine ursprüngliche Quelle. Nach dem Tode Maximilians hatten

die vornehmsten Fürsten Deutschlands weit wichtigere Geschäfte, als die Angelegenheiten des Herzogthums Württemberg waren. Ganz Europa interessirte sich bey der Wahl eines neuen Kaisers, welche eben zu der Zeit gehalten wurde, als die iht erzählten Begebenheiten Ulrichs sich ereigneten. Dieser Fürst nahm bey den bedrängten Umständen, in denen er sich befand, seine Zuflucht zu der Versammlung der Fürsten, welche einen Kaiser wählen wollten. Allein eben diese Wahl verursachte, daß man auf Württemberg nicht den Ernst der Aufmerksamkeit verwenden konnte, welche die Könige von Spanien und Frankreich, der Pabst, der König von England, und die mächtigsten Herrn Europens auf sich zogen. Unter diesen Umständen hatte die Gewalt allein in den Württembergischen Unruhen Recht, und der schwäbische Bund nutzte diese Umstände mit Eilfertigkeit. Wenn ein Kaiser in Deutschland gewesen wäre, so würde er eine Untersuchung angestellt haben, welche eben Herzog Ulrich vielmahls, und eifertigst verlangte. Wenigstens hätte man ihn wegen solcher Vergehungen, wie die Einnahme einer Stadt war, und die Hinrichtung eines Jungen von Adel noch nicht seines Herzogthums sogleich beraubt.

Karl der Fünfte, als neu erwählter Kaiser war noch nicht in Deutschland angelangt, als er schon von Barzelano in Spanien, seinen Rätthen Befehl gab, auf das Herzogthum Württemberg ihre Absichten zu richten, und in Unterhandlungen zu treten. Der neue Kaiser ward ein neuer Feind des unglück-

lichen Herzogs ob er gleich in seiner Wahlkapitulation geschworen hatte; denen Fürsten zu demjenigen wieder zu helfen, was ihnen ohne Recht mit Gewalt wäre entriffen worden, so gab er doch seinen Stadthaltern in Deutschland Vollmacht, wegen des Herzogthums Württemberg an Verträgen zu arbeiten, daß dieses Fürstenthum dem Hause Oesterreich nebst allen Ländern des Herzogs Ulrichs, und dessen Kindern in Verwahrung gegeben würde, und dafür sollte dem schwäbischen Bunde ziemliche Bezahlung versprochen werden. Karl ließ es dabei nicht bewenden, sondern suchte einige Stände des Bundes durch geheime Versprechungen seinen Absichten geneigt zu machen. Es war ganz umsonst, daß Herzog Ulrich in einer eignen weitläufigen Vorstellung dem Kaiserbath, seine Streitigkeit zu untersuchen, und um ein niedergesetztes Gericht bat, vor welchem er selbst erscheinen, und sich rechtfertigen, und dem Urtheile unterwerfen wolle.

Von einer unvermutheten Seite her erschien bey so bedrängten Umständen eine neue Schiedsrichterin, deren Ansehen dem schwäbischen Bunde Furcht einprägen könnte. Da Ulrich nirgends einen Richter finden konnte, so übernahm die schweizerische Republik dieses Amt. Sie schlug eine Unterhandlung vor, und bestimmte die Stadt Rotweil zu dem Orte, wo die gegenseitigen Partheyen erscheinen sollten. Die stolzen Allirten verachteten anfänglich den ganzen Antrag der Schweizer, als sie aber befürchten mußten, daß sie dadurch leicht in einen beschwerlichen

Krieg verwickelt werden konnten, so ließen sie durch Abgesandte die schwärzesten Beschuldigungen wider den Herzog Ulrich vortragen. Um ihren Vorstellungen desto mehr Nachdruck zu geben, brachten sie es dahin, daß im Namen der Landschaft von Würtemberg gegen den Herzog die heftigsten Beschwerden geführt werden mußten. In dieser Schrift wurde Ulrich als der schlechteste, und grausamste Regent geschildert. Der Landtag der schweizerischen Eidgenossenschaft, welcher damals zu Zürich gehalten wurde, gab zur genauen Untersuchung Gelegenheit. Der Herzog bekam eine Abschrift von dieser Lästerschrift, wie er sie nannte. Er vertheidigte sich dagegen weitläufig.

Man hatte ihm seltsame Vorwürfe gemacht, die sich selbst auf eine lächerliche Art widerlegten. Man nannte die Hinrichtung der Rebellen Grausamkeiten. Man warf es ihm als ein Verbrechen vor, daß er sein entrissenes Land wieder zu erobern getrachtet habe. Man tabelte diejenigen Hulbigungen, welche selbst von den Landständen bestätigt waren. Man beschuldigte ihn verschiedener Grausamkeiten, die er schlechthin läugnete. Er sollte einen gewissen Edelknaben entzwey gehauen haben, den man mit Namen nannte; und eben diesen Edelknaben, Johann von Janowis hatte der Herzog noch damals in seiner Begleitung, und erzeugte ihm viele Gnaden. Als ein Schweizer, der von diesen Vorgeben gehört hatte, den Jungen von Udel sahe, den der Herzog Ulrich sollte entzwey gehauen haben, sagte er. — „Es

mus doch ein guter Barbierer gewesen seyn, der den Knaben so sauber geheilet hat." —

Die vielen offenbar elenden Beschuldigungen der Feinde des Herzogs, und seine eigne standhafte Vertheidigung bewog die Schweizer, sich für den Herzog in einem besondern Schreiben vom 4. Novem- ber dieses Jahrs 1519 zu erklären. In diesem Schrei- ben wurden denen Allirten des schwäbischen Bundes die lebhaftesten Vorwürfe beschwungen gemacht, daß sie die Schweizer hintergangen, und sie bewogen hätten, ihre Hilfe dem Herzoge zu entziehen. Man hielt die Entziehung dieser Hilfe für eine Schande bey jedermann. Die Schweizer verlangten von dem schwä- bischen Bunde, daß er dem Herzoge sein Land wieder geben solle, worauf der Herzog sich erböte, vor dem Kaiser, oder dem Pfalzgrafen Ludwig, oder der Eid- genossenschaft selbst sich gerichtlich wegen der vorge- worfenen Beschuldigungen zu verantworten. Es war denen Schweizern allerdings viel daran gelegen, daß sie lieber den Herzog Ulrich zu ihren Nachbarn hatten, als den mächtigen schwäbischen Bund.

Die Gegenwart des Herzogs Ulrichs, welcher sich damals in der Schweiz aufhielt, trug zu der ernst- haften Erklärung für seine Wohlfahrt vieles bey. Dieses Schreiben ist für die biographische Kenntniß des Herzogs Ulrich merkwürdig. Man erkennt daraus die gehässige Verläumdungssucht, welche entweder alles übertrieb, oder falsch vorstellte, oder gar Ersichtungen vorbrachte. Man sieht daraus die Feinds

schaft, welche das württembergische Haus ganz zu vertilgen suchte. Wenn man mit Abbrechung aller Nebenzüge aufrichtig daraus urtheilt, und die Umstände betrachtet, so erscheint der Charakter des Herzogs Ulrichs nach dem Leben, hitzig, übereilt, hart, bis über die Gränzen aller Billigkeit, in der Mitte zwischen der Billigkeit und der Grausamkeit wild, streng, aber dennoch ungerecht verfolgt, und bis zur äußersten Bitterkeit immer mit Gewalt entrüstet. Wenn man dieses erwägt, wird man den Herzog so, wie die Schweizer bedauern.

Die Furcht, welche den schwäbischen Bund bey der nachdrücklichen Schrift der redlichen Schweizer ergriff, verursachte für den unglücklichen Ulrich, dessen Verhängniß es war, immer aus einem Ungemach in das andere zu kommen, ein größeres Mißgeschick, als das bisherige. Noch immer hatte er doch Hoffnung schöpfen können, wiederum den Besitz seines Landes zu erhalten. Nunmehr sank auch diese Hoffnung, da der schwäbische Bund sich entschloß, das Herzogthum Württemberg an das Haus Oesterreich zu übergeben, oder vielmehr zu verkaufen.

Es wurde am Ende des Jahrs 1519 dieses für den Herzog Ulrich so schicksalreichen Jahres, eine Versammlung der Stände des schwäbischen Bundes, oder ein sogenannter Bundstag gehalten. Auf demselben wurde das Herzogthum Württemberg am 6. Dezember dem Hause Oesterreich übergeben. Doch erfolgte die förmliche Uebergab erst am 6. Februar

des folgenden Jahrs. Ulrich, welcher sich inzwischen noch immer in der Schweiz aufhielt, hatte außer diesem öffentlichen Mißvergügen noch das besondere, daß sein Erbmarschall Thumb, sein geheimer Rath, sein vertrauester, den er mit Gnade überhäuft hatte, der Mode der Welt folgte, und zu seinen Feinden übergieng.

Eben so viele neue Ungerechtigkeiten waren die Punkte, nach welchen das Herzogthum Württemberg dem Kaiser Karl übergeben wurde. An eine Befriedigung, oder Vergütung für den Herzog Ulrich war nicht gedacht worden; dem Prinzen und der Prinzessin bestimmte man einen jährlichen Gehalt. Carl war Herr eines Landes, und Prinz Christoph wurde sogar aus seinem Vaterlande, nach Innsbruck gebracht. Das merkwürdigste dabey war: daß man noch von diesen bestimmten Punkten der Uebergabe so viel hielt, als man wollte.

Von der Uebergabe seines Landes erhielt Herzog Ulrich diese entsetzliche Nachricht in der Schweiz, und wurde so bestürzt, daß er außer aller Fassung kam. Er ergriff das letzte elende Mittel, welches Unglückliche wider die Gewalt noch gebrauchen können. Er widersprach dieser ganzen Handlung, und vertheidigte seine Unschuld aufs neue. Nichts war ihm schmerzender, als daß Dietrich Speten von seinem Lande eine Vergütung erhalten sollte, welcher so untreu an ihn gehandelt hatte, indem er, wie er

sich selbst ausdrückte: „mir meine Frau unbewahrt, bey Nacht und Nebel vorsehlich entführt, und viel geheime Meytherey angeflistet, mich zu verjagen, da ich ihm doch sonderlich vor andern vertraut war, und er sich mit stolzen Wesen so betragen, als wenn er selbst Herr des Landes wäre, bis ich zuletzt seine Untreue zum Theil gewahr geworden. Ich verschweige seine vielen bösen Stücke, und begehre, daß man seine eignen Freunde eiblich über seine Untreue verhöre.“ Ich zweifle, ob es auf dieser Welt ein größeres und mannigfaltigeres Unglück für einen Menschen geben kann, als dasjenige war, welches ihn Herzog Ulrich erlitt.

Er war von seinen Gütern vertrieben, in Mangel und Dürftigkeit gestürzt, diejenigen, die ihm durch Eidschwüre ihre Treue schuldig waren, hatten jetzt seinen Feinden diese Treue geschworen, einige von ihnen lästerten ihn, andere hatten ihn selbst zum Lande herausgetrieben, und die Waffen wider ihn ergriffen. Seine Vertrauten wurden Verräther, seine Freunde Verläumber. Seine Gemahlin war ihm entführt worden, und eben diese Entführung wurde ihm zur Schande angerechnet, und zur argsten Beschuldigung wider ihn gebraucht. Seine Kinder wurden in fremde Länder, unter fremde Herrschaft geführt; man entriß ihm seine Ehre, man häuften Vorwürfe, die nur zur Hälfte, oder gar nicht wahr waren. Man versagte ihm die Gerechtigkeit, um die er fehte. Er wollte vor einem Gerichte erscheinen, man erlaubte es ihm nicht. — Nichts fehlte,

als daß man sein Leben Preis gab, und ihn Vogel-
frey erklärte. Auch dieses erfolgte bald hernach. —
Grausamer sind nie Vergehungen des Zorns, und
der Uebereilung gestraft worden. Seine Feinde
triumphirten, und bauten ihr Glück auf den Trüm-
mern des Gebändigten.

Karl schickte eine Gesandtschaft nach Würtemberg,
welche von dem Lande in seinem Namen Besitz, und
Huldigung einnahm, und die völlige Uebergab be-
richtigte. Mitten unter diesen Unglücksfällen des
Herzogs erschien wieder ein Schimmer von Hoffnung.
Die reblichen Schweizer vermittelten eine Unter-
redung der kaiserlichen Gesandtschaft, und des Her-
zogs, welche am 6. März 1520 zu Schaffhäußen
gehalten wurde.

Man vereinigte sich zu einem Stillstande, und
der Herzog selbst sollte mit dem Kaiser, welcher in
den Niederlanden erwartet wurde, eine Unterredung
halten. Indessen suchte der Pfalzgraf Friedrich,
welcher bey den Kaiser in Spanien war, und in sehr
hoher Gunst bey ihm stand, den Haß wider den Her-
zog Ulrich zu mildern.

Indem Ulrich noch immer mit Verlangen die An-
kunft des Kaisers in den Niederlanden erwartete,
und noch einige schwache Hoffnungen schöpfte, sandte
seine eigne Landschaft an den Kaiser eine Bittschrift,
daß er sie nicht wiederum möchte unter die Herro-

schaft des Herzogs Ulrich kommen lassen. Es ist sehr sicher, daß diese unwürdige Bittschrift nur von einigen Feinden des Herzogs den übrigen Landständen abgedrungen worden; allein sie legte doch dem Herzoge bey dem Kaiser eine fast unüberwindliche Schwierigkeit in den Weg. Es schien, als wenn alle Mittel des Unglücks für den Herzog Ulrich aus- gesucht werden mußten. Seine Unterthanen von höhern Range stellten ihn dem Kaiser als einen Tyrann vor, und die niedrigen schwächten ihn in Schriften, und Reden. Sogar Versemacher stimmten den böshafsten Speken zum Gefallen, ihre Leyer wider den Herzog.

Alle diese Umstände müssen bey der Nachwelt dem Fürsten zu desto größerer Entschuldigung wegen der Vorwürfe wider ihn dienen, jemehr sie Zeugnisse von dem Grimme heftiger Feinde sind. Die Gerechtigkeit der Unschuld macht keinen Lärmen. Da der Fürst von seinen Unterthanen geschmäht, und von den Mächtigen verunehret wurde, nahm er das Bürgerrecht zu Solothurn an, und miethete sich ein Haus zu Luzern.

Er suchte seine Sicherheit in dem Schoofe der redlichen Schweizer. Vergebens wartete er auf die Ankunft des Kaisers in den Niederlanden. Sie erfolgte erst im Anfange des Juny. Aber Ulrich fand nunmehr Bedenken, zu einer Unterredung mit dem Kaiser sich zu wagen, und trug seine Bitten schriftlich vor. Er traute nicht dem sichern Geleits, welches ihm

ihm der Kaiser zwar gegeben hatte, aber von dessen Verletzung er eben traurige Folgen erfuhr. Das Geleite erstreckte sich auch auf seine Bediente, diese hatten der Versicherung getraut, und sich zu ihren Aunderwandten begeben. Einige darunter, und namentlich ein gewisser Göblin, welcher als Edelknaube in des Herzogs Diensten stand, wurde gefangen genommen, einige aus dem Lande verwiesen, und einige sollten gar hingerichtet werden. Der Herzog nahm dieses mit Recht für eine Verletzung des Vertrags zu Schaffhausen an, und wurde dadurch so aufgebracht, daß er den Stillstand, der doch nichts fruchtete, aufkündigte. Hieraus vermuthete man einen neuen Einfall des Herzogs nach Württemberg, und man hatte Ursache zu argwöhnen, da die Freundschaft der Schweizer gegen ihn nicht unbekannt war. Sie tratten auch wirklich nochmals in Unterhandlung, und es erschienen von der Regierung zu Württemberg Abgeordnete; aber alles blieb fruchtlos: Auch die Vorbitte der Schweizer bey dem Kaiser für den unglücklichen Fürsten. Dieser hingegen verbot in einem harten Befehle dem Herzoge bey Strafe der Acht jedes Unternehmen zur Wiedererlangung seines entrißnen Eigenthums.

Die Betrachtung über diesen Befehl reizte ihn nur desto mehr. Er machte Anstalten etwas zu unternehmen; allein da ihm das Geld mangelte, so kamen wenig Truppen zusammen, und was etwa sich noch versammelt hatte, verlief sich sehr bald. Ulrich war mit geringer Mannschaft in seiner Graf-

Schaft Mompelgard, die man ihm bishero noch gelassen hatte. Sein Name allein war so fürchterlich, daß die Regierung zu Stuttgart, so bald sie wußte, daß er in der Nachbarschaft war, in Schrecken gerieth, den schwäbischen Bund aufboh, und alle Fürsten um Hilfe anruft. Der Markgraf von Baden, der Bischof von Würzburg, der Markgraf Joachim von Brandenburg, Herzog Wilhelm von Bayern, und andere Fürsten wurden von dem Kaiser aufgefordert, ihre Völker ins Feld zu senden, — gegen einen Fürsten — der nicht tausend Mann igo zusammen bringen konnte.

Die Vertheidigung, welcher sich Herzog Ulrich ist noch allein bedienen konnte, waren Vorstellungen an den Kaiser, Bitten, und Ansuchen um Ertheilung der Gerechtigkeit. Er suchte auch die Fürsprache der Kurfürsten in Wirksamkeit zu setzen. Anfanglich schien der Herr von Chievers, der Minister des Kaisers gerührt zu werden, und versprach dem Gesandten des Herzogs die Billigkeit einer Unterhandlung. Der unglückliche Fürst war durch sein Mißgeschick so weit herabgesetzt worden, daß er den Kaiser bitten ließ, ihm in seiner Armuth nur mit 2000 Gulden beizustehen. Man versagte ihm alles, um was er bath, selbst die Erlaubniß vor den Kaiser kommen zu dürfen, und persönlich seine Klagen vorzutragen. Er sah sich genöthiget, ohne Hilf in der Schweiz, und in der Graffschaft Mompelgard umher zu irren, und in diesen traurigen Umständen wurde zu seinem Unglücke noch das einzige hinzu gesetzt, was noch

fehlte. Kaiser Karl der Fünfte erklärte den Herzog Ulrich in die Reichsacht, am 5ten Juny des Jahrs 1521. Es hatte nun dadurch jedermann zu den Gütern, und Leben des Herzogs Erlaubniß, es kamen kaiserliche Befehle nach Württemberg, alle Anhänger des Herzogs mit ihren Frauen und Kindern aus dem Lande zu jagen, und ihre Güter einzuziehen.

Wenn Ulrich bey solchem Unglücke gar kleinmüthig geworden wäre, würde man sich nicht wundern; man muß sich aber wundern, daß er noch auf Vertheidigung dachte, und den Muth nicht sinken ließ. Er verschaffte sich den eigentlichen Besiß der Festung Hohentweil, einer sehr guten Festung, welche dem Herrn v. Elingenberg gehörte, und von welcher er bisher nur den Gebrauch gehabt hatte. Kaum aber erfuhren seine Feinde die vergönnte Schutzwehr dieser neuen Zuflucht, als sie Anstalten machten, ihm auch diese zu rauben. Der Kaiser zog den Herrn von Elingenberg zur Verantwortung, der schwäbische Bund that bey der schweizerischen Republick Vorstellungen, und man machte sogar Anstalten zur Belagerung der Festung. Inzwischen verstärkte der Herzog die Besatzung, und ließ sich aufs neue in Unterhandlungen ein. Das größte Unglück war, daß er nicht Geld hatte, die Bezahlung der bestimmten Summe für Hohentweil dem Herrn von Elingenberg zu verschaffen, wodurch der Besiß noch immer zweifelhaft blieb, und er selbst an verschiedenen Orten herum zu irren genöthiget wurde,

um sich Freunde zu suchen, da er keine mehr hatte. Seine Feinde hingegen trachteten sogar nach seinem Leben, und seiner Freyheit.

Da er oft nur mit drey oder vier Bedienten, auch öfters ganz allein in der Gegend der Stadt Mömpelgard herum ritt, so schrieb der Stadthalter von Würtemberg, Wilhelm Truchseß von Walspurg an den kaiserlichen Hof nach Innsbruck, das Herzog Ulrich ohne Mühe gefangen, und der ganzen Unruhe auf einmal ein Ende gemacht werden könnte. Die Vorsehung behielt ihn aber zu grösseren Schicksalen auf, und er entgieng den Nachstellungen, da er sich bald darauf wiederum in die Schweiz begab.

Die in Spanien ausgebrochenen neuen Unruhen nöthigten Kaiser Karl, sich dahin zu begeben. Damit ihm das Herzogthum indessen sicher bliebe, so verordnete er seinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand zum Regenten des Landes. Dieser kam am 25. May 1522 selbst nach Stuttgart, und nahm durch eine feyerliche neue Huldigung von dem fremden Lande Besiz. Theils die Furcht, theils die niederrächtige Verführung des Neuen machte fast alle Unterthanen des Herzogs Ulrich zu Schmeichlern seiner Feinde. Selbst die Landstände erklärten seine Regierung mehr als einmal für tyranisch, und priesen die glückliche neue Herrschaft. Ferdinand wurde zu Stuttgart als ein Erretter angebetet. Man stellte so viel Pomp und Freudenbezeugungen an, als wenn man aus den Fesseln eines Türken befreyet

würde, und man kam doch aus der Regierung des rechtmässigen Fürsten in eine Fremde. Obgleich Herzog Ulrich weder Geld zur Unterhaltung seiner Hofstaat, noch Truppen, noch Allirte hatte, und er so weit gebracht worden war, daß er sogar seine Grafschaft Nömpelgard, und seine andern noch übrigen Güter verlassen mußte, so blieb er dennoch fürchterlich. Die Landstände von Württemberg, die man größtentheils aus seinen Feinden ausgewählt hatte, schickten an die Schweizer, und an alle Fürsten umher, theils den Herzog Ulrich doch ja keinen Beystand zu leisten, theils ihnen selbst Hilfe zu leisten, wenn Württemberg sollte angegriffen werden. Im Gegentheil arbeitete Herzog Ulrich mitten unter Kummer und Drangsalen auf die thätigste Art, sein Unglück zu überwinden, und sein Land wieder einzunehmen.

Er bat den Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, dessen Bruder den Pfalzgrafen Friedrich, den Landgrafen von Hessen Phillipp, und andere um Hilfe. Er hörte nicht auf, die Freundschaft der Schweizer für sich in beständige Bewegung zu setzen, und einige Kantons beeiferten sich für ihn sehr nachdrücklich. Er war überhaupt in seinem Unglück so geschäftig, daß er an allen Orten, wo es nur möglich war, Rettungsmittel suchte. Der verderbliche Krieg des Kaisers Karl des Fünften fieng sich eben mit dem Könige von Frankreich an. Ulrich suchte auch davon Vortheil zu ziehen, und bey dem heftigsten Feinde desjenigen, der ihn in die Noth erklärt hatte, Hilfe. Der König von Frankreich war anfänglich stolz, er

nahm die Dienste des Herzogs an, die ihm angeboten wurden, und schickte seinen Admiral an den Herzog selbst, allein er versprach nichts bestimmtes, und Ulrich sollte sich seiner Großmuth überlassen, welcher dadurch nicht befriediget seyn konnte. Man versprach ihm hierauf eine Unterredung mit dem Könige selbst. Diese erfolgte zu Dijon, wohin sich der Herzog begab. König Franz versprach ihm für seine Dienste jährlich 6000 Kronen, (welches nach unserer Rechnung ungefähr sechstausend und einhundert Thaler beträgt, den innern Werth gerechnet) und außerdem noch 2000 Kronen zur Unterhaltung der Festung Hohentweil, so bald ihr Kauf berichtet seyn würde. Diese letzten 2000 Kronen wurden sogleich ausgezahlt, um die Uebergabe der Festung von dem Herrn, von Eisingenberg zu Stande zu bringen. Der bedürftige Herzog aber, den die Schulden drückten, mußte diese Summe zur Bezahlung derselben anwenden, wodurch er die Gunst des Königs von Frankreich gegen sich sehr verringerte. Kaum erfuhren seine Feinde dieses, als sie ihm auch dieses Rettungsmittel zu entreißen trachteten. Sie wußten dem französischen Hofe einen nachtheiligen Begriff von dem Herzoge beyzubringen; der Kanzler wurde ihm abgeneigt, und vereitelte alle Hofnung. Mit der größten Mühe erhielt der Herzog von dem ihm versprochenen Gelde etwas geringes, um die äußersten Bedürfnisse zu befriedigen, welche sich immer desto stärker vermehrten, je nöthiger es war, daß der Herzog um seine Vortheile persönlich zu betreiben, verschiedene Reisen unternehmen mußte.

Das Schicksal legte unter solchen trüben Umständen den Grund zu dem künftigen neuen Glück des Herzogs. Aber lange noch sollte er harren, ehe dieses Glück aufgebaut wurde. Die Gelegenheit dazu gab Luther, dessen Lehren und Grundsätze sich seit der Zeit, da er in die Acht erklärt worden war, nur bestomehr ausbreiteten. Die vielen Schüler und Zuhörer Luthers zerstreuten sich in alle Gegenden Deutschlands. Ein Würtemberger, Namens Johannes Ganling, kam um das Jahr 1520 in sein Vaterland zurück, und machte daselbst die Säge seines Lehrers bekannt.

Die Schweizer thaten Vorstellungen, daß der Herzog die neuen Lehrer möchte wegschaffen; aber er änderte seine Gefinnungen nicht; sie befürchteten in ihrem eigenen Lande Unruhen. Farellus begab sich hernach nach Straßburg. In Wömpelgard aber vermehrten sich die Anhänger der neuen Lehre eben so sehr, wie in dem Württembergischen selbst, wo die Bauern daher Gelegenheit zum Aufstande nahmen. Ulrichs geschäftigter Geist, welcher bey allen Drückungen der Umstände unermüdet blieb, und desto mehr that, je unthätiger man ihn machen wollte, erwarb sich nach und nach die Freundschaft der Fürsten, die Luthern schützten.

Der Aufruhr der Bauern in Württembergischen, welcher in der Herrschaft Lupfen, und in Hegau grosse Unruhen erweckte, setzte alle Feinde des Herzogs in die stärkste Besorgniß, daß ein neuer Einfall erfol

gen möchte. Ja, man gieng zum zweytenmale so weit, daß man dem Erzherzog Ferdinand den Vorschlag that, so wie auch dem Schwäbischen Bunde, den Herzog Ulrich durch Nachstellungen gefangen zu nehmen, welches leicht auszuführen war, da der Herzog in der Schweiz bald in dieser, bald in jener Stadt war, und damals eben sich zu Basel befand, wo er das Bürgerrecht annahm, und öfters in geringer Begleitung spazieren ritt. Der Schwäbische Bund war sehr damit zufrieden, den Herzog aufheben zu lassen. Der edelmürhige Ferdinand aber antwortete, daß er sich zu einer solchen Gefangennahme nicht entschließen könnte. Die Bürger, und der größte Theil der Einwohner des Herzogthums Württemberg fiengen nun an, sich nach ihren rechtmäßigen Herren zu sehnen. Dieser hielt den Zeitpunkt für zu vortheilhaft, um ihn ungenüßt vorbeystreichen zu lassen. Er warb in der Schweiz, und wo er konnte, Völcker an.

Die Vorstellungen, welche der Schwäbische Bund deswegen an die Schweizerische Republic that, fruchteten nichts. Es wurde zum Schein verbotthen, Dienste hey Herzog Ulrich zu nehmen. Gleichwohl zog er seine neue Armee unter den Mauern von Schaffhausen zusammen. Sie bestand von 6000 Mann Fußvolk, und 200 zu Pferd; meistentheils zusammen gelaufenes Volk, ungelübt, und untreu. Der Schwäbische Bund ließ ebenfalls Truppen zusammen kommen. Die Regierung in Württemberg hatte 8000 Mann gesammelt, dabon sie ebenfalls nicht allen

trouen konnte; denn nunmehr regten sich viele Anhänger des Herzogs. Der Adel verweizerte seine Dienste wider den Herzog; er beschwerte sich, daß die Uebermacht des schwäbischen Bundes sie gezwungen hätte, ihren rechtmässigen Herrn zu verlassen. Es fanden sich mehrere Freunde des Herzogs. Dieser erfuhr, daß grosses Unglück mit dem Hasse Veröhnung stiften kann. Er ließ in einer öffentlichen Schrift an alle Reichsstände bekannt machen, daß er nunmehr sein Land mit den Waffen zu erobern suchen wolle.

Er stellte die Mißhandlungen und Ungerechtigkeiten seiner Feinde vor. Er nannte die Regierung, welche jetzt seine Unterthanen ertragen mußten, tyrantisch; und vergaß nicht, die Verbothe wegen der Veränderung der Religion zugleich zur Ursache seines Unternehmens anzugeben. Hiedurch machte er sich alle Fürsten zu Freunde, welche den lutherischen Lehrsätzen ergeben waren. Eine besondere Kriegserklärung schickte er dem schwäbischen Bunde, deren Mitglieder eben zu Ulm versammelt waren. Er versicherte sie darinnen, daß er nun Gewalt durch Gewalt vertreiben, und den Besiß desjenigen suchen werde, was man ihm mit Unrecht entrißten habe. Am 24. Februar 1525 brach Herzog Ulrich auf.

Sein Heer hatte sich indessen verstärkt, und er verbreitete mit seinem Eintritte in das Herzogthum Schrecken und Furcht umher. Die erste Stadt seines Landes Böhlingen ergab sich am ersten Tage.

Viele von denen Truppen, welche wider ihn dienen sollten, wollten wider ihren gebohrnen Herrn und Fürsten nicht sechten. Die Furcht seiner Feinde war groß, er nahm ohne Mühe eine Menge von Städten ein. Er würde eben so leicht sein ganzes Land eingenommen haben, wenn seine eigne Soldaten nicht über den ausgebliebenen Sold unwillig geworden wären. Er hatte kein Geld, und versprach noch der Eroberung zu bezahlen. Viele waren damit so unzufrieden, daß sie hinwegliefen.

Schon bey der ersten württembergischen Stadt Böblingen giengen 300 Mann zurück. Dieses Beispiel war von schlimmer Wirkung, es folgten mehrere. Ein Scharmüzel mit einem Trupp Bayern, welche zu ihm ziehen wollten, und größtentheil getödtet, oder zerstreuet wurden, machte seine Soldaten schüchtern. Dennoch eroberte er immer fort, schlug die einzelnen Partheyen, und zwang die Besatzungen, sich zu ergeben. Er eilte der Hauptstadt Stuttgart selbst zu, welche er von Seibelfingen aus auffordern ließ, und da ihm die Uebergabe von der feindlichen Besatzung verweigert wurde, belagerte. Er hatte aber Mangel an großem Geschütze, welches größtentheils zu Böblingen stehen geblieben war. Während des Verzugs vor Stuttgart kam ein Befehl an die Schweizer, des Herzogs Dienste sogleich zu verlassen. Der schwäbische Bund hatte diesen Befehl zu verursachen Mittel gefunden. So wurde der Herzog zum zweytenmal von den Schweizern um den Besitz seines Herzogthums gebracht; einerley Streich hatte

ihn vor sechs Jahren, so wie ich, aus der Mitte aller seiner Hoffnungen gerissen. Es mußte ihm ich desto empfindlicher seyn, da er eben neue Völker erwartete, welche schon eben zu Rotweil standen. Er sah sich genöthiget, die Belagerung von Stuttgart aufzugeben, und die verlaufnen Schweizer folgten ihm nach. Er war noch nicht drey Wochen in seinem Herzogthum gewesen; ohnerachtet des unglücklichen Ausgangs, woran der Herzog nicht Schuld war, macht ihm diese Unternehmung Ehre. Oder wie will man die Empfindung nennen, die sich ein Fürst bey dem Nachdenken erwirbt, welcher von seinem Lande vertrieben, und von allen verlassen, ohne Würde, ohne Geld, ohne mächtige Freunde, dennoch ein Heer von mehr als 7000 Mann aufstellt, mit Geschütz, Waffen, und allen Kriegsbedürfnissen versehen, und ein Land erobert, und selbst die Hauptstadt belagert, und nur durch Untreue zum Rückzug genöthiget wird?

Noch trübere Schicksale folgten auf die mißlungene Unternehmung. Selbst das Leben des Herzogs kam in Gefahr. Er ersuchte seine ungetreuen Soldaten, daß sie ihm wenigstens das große Geschütz, welches zu Bohligen stand, nach Hohentweil begleiten möchten. Sie schlugen ihm dieses ab, und sein Geschütz fiel in die Hände der Feinde. Dafür forderten sie zu Rotweil doppelten Sold, wie er ihnen anfänglich versprochen hätte. Der Herzog wies sie ab, und stellte ihnen vielmehr ihre Untreu vor. Er gerieth aber dadurch bey einem entstandenen Auf-

ruhe in so grosse Gefahr, daß ihn die Bürger zu Horweil in geheime Sicherheit bringen mußten. Er mußte sich dennoch entschließen, die aufrührerischen Soldaten zu betriedigen. Weil er kein Geld bey sich hatte, so erborgte er so viel nur möglich war, und ließ es unter die schweizerischen Hauptleute theilen, welches den gemeinen Mann, so weit es reichte, zufrieden stellte. Nachdem der Haufe zerstreut, und der Herzog außer Lebensgefahr war, begab er sich auf die Festung Hohentweil.

Hier ruhte er bis gegen den Winter dieses Jahrs 1525 aus, und dachte seinem Schicksale nach. Alle Hoffnung des Glücks war verschwunden. Seine Feinde triumphirten vom neuen; der einzige, auf welchen er noch eine starke Hoffnung gesetzt hatte, der König von Frankreich, war bey Pavia gefangen genommen, und hernach nach Spanien abgeführt worden.

Der unglückliche Fürst hörte in dieser vielfachen Bedrängung von nichts als Zerrüttungen in seinem ihm entrißnen Lande; es wurde ein Landtag nach dem andern, eine Forderung nach der andern aufgebracht; die neuen lutherischen Lehren wurden aufs schärfste verbotthen. Da diese dem gemeinen Manne im Würtembergischen besonders vorgetragen worden waren, so breitete sich in Kurzem ein allgemeiner Aufruhr aus. Die Menge lief in einzelnen Rotten zusammen, und zwang oder berebete mehrere zur Gesellschaft. Uebermüthet gerieth der größte

Theil des Landes in die Waffen. Der Adel wollte nicht wider die Anführer fechten. Diese Vorfälle erweckten auf der einen Seite Furcht, und auf der andern Verwegenheit.

Es kam im Herzogthume Württemberg eine Armee zusammen, die sich auf 25000 Mann erstreckte. Sie zertheilte sich in einzelne Haufen, und trieb den ausschweifendsten Muthwillen. So wie die Taboriten im vorhergehenden Jahrhunderte in Böhmen, schwärmten diese Kotten umher. Sie begiengen gleiche Mißhandlungen. Sie konnten gleichen Erfolg haben, wenn sie einen Ziska zum Anführer gehabt hätten; allein Waffen, Ordnung, und Übung war diesem Haufen unbekannt. Gleichwohl bemächtigten sie sich einer Stadt, und eines Amtes nach dem andern, und erzwangen allenthalben neue Verstärkung. Sie näherte sich schon der Hauptstadt, als ihnen eine Armee des schwäbischen Bundes entgegen kam, mit welcher ein Treffen unvermeidlich war.

Ob dieses aufrührerische Heer zu seinem Besten die Waffen ergriffen hatte, war Herzog Ulrich in Ungewißheit, weil die tollkühnen Rebellen daran nicht gedacht hatten, ihm eine Nachricht zu geben. Er schickte daher ein besonders Schreiben an sie, worinnen er ihnen vorstellte, daß das Land von Gott und Natur wegen ihm zugehörte, und sie hat, nicht seine Ansprüche zu verkennen. Die Wirkung dieses Schreibens wurde durch ein Treffen verhindert, welches sich gleich darauf ereignete, und wora

innen die Bauern geschlagen, 5000 getödtet, und die übrigen zerstreut wurden. Ihr hartnäckiger Widerstand war ungeschickt, weil sie keinen verständigen Anführer hatten, und vermehrte nur ihre Niederlage. Man machte hierauf dem schwäbischen Bunde vielen unschuldigen Vorwurf, und selbst der Landschaft. Kurz, die Abgaben und die Verwirrung in Württemberg wurde unbeschreiblich. Das Elend des Bundes rächte die Unbilligkeit gegen den Herzog Ulrich. Unter diesen Verwirrungen aber breitete sich die evangelische Lehre immer mehr und mehr aus. Der Unwille über den gegenwärtigen Zustand reizte zu jeden Neuen. Selbst die Landschaft erklärte sich für neue Lehre bey Gelegenheit der Abgaben, die zu groß wurden: Sie sollte 3000 Mann Fußvolk, und 200 zu Pferde wider den Herzog Ulrich, und zur Beschützung des Landes, auf ihre Kosten erhalten. Der Adel, welcher ebenfalls der Auflagen überdrüssig wurde, pflichtete gleichen Gesinnungen bey. Schon längst hatte der bürgerliche Stand und der Pöbel den neuen Religionsfäzen nach und nach Beyfall gegeben. So wurde das lutherische Glaubenssystem im Herzogthum Württemberg, gebildet. Man wurde nur desto eifriger, je stärker es verbotten wurde. Die Folgen, welche aus solchen Vorfällen entstehen konnten, sahe Erzherzog Ferdinand vorher, und ließ sich in diesem Jahre 1525 aufs neue mit dem Herzoge Ulrich in Verhandlungen ein. Allein, alles mußte vergeblich seyn, da Ulrich sein Herzogthum, und Ferdinand die feyerliche Uebergabe desselben forderte. Man versprach dem Herzoge

Ulrich ein anderes erbliches gleichmäßiges Fürstenthum, und wenn Ferdinand ohne Erben stirbt, sollte Ulrich das Herzogthum Württemberg wieder erhalten, und jenes Fürstenthum ebenfalls. Man wollte alle Schulden auf die Grafschaft Mompelgard bezahlen, und diese Grafschaft dem Herzoge Ulrich lassen, und noch dazu jährlich 20,000 Gulden geben. Man wollte ihn noch überdem zur Bezahlung seiner Schulden, und Einrichtung einer neuen Hofstaat 50,000 Gulden geben. Dergleichen Anträge hätte vielleicht jeder anderer angenommen, nur die Standhaftigkeit Ulrichs verweigerte sie; er begehrte nichts als vor einem Gerichte der Kurfürsten, und anderer Fürsten erscheinen zu können, um Gerechtigkeit zu erhalten. Inzwischen warf diese Unterhandlung mit ihren Anträgen, und die darauf verweigerte Gerechtigkeit eines ordentlichen niedergesetzten Gerichts auf die Unschuld des Herzogs ein starkes Licht. Musste derjenige nicht sich auf die Gerechtigkeit seiner Sachen verlassen, welcher eine unparthenische Untersuchung verlangte, und sie von seinen Feinden nicht erlangen konnte.

Dem Herzoge erweckten solche Gedanken bey sehr vielen Fürsten in Deutschland Freundschaft, welche durch besondere schriftliche Vorstellungen des Herzogs an Reichsstände ermuntert wurde. Es wurde bald darauf im Jahr 1526 ein Reichstag zu Speyer gehalten. Herzog Ulrich ließ auf demselben seine gewöhnlichen Vorstellungen in starken Ausdrücken vortragen, er ließ hinzu setzen, sein Elend, Armuth und

Noth, sey mit keiner Feder zu beschreiben. Dieß war sogar Wahrheit, daß sein Biograph igo noch eben dieß Geständniß thun muß. Er kann nicht alle diejenigen Unfälle, und Mißhandlungen erzählen, deren Verzeichniß noch die Geschichte ausbrewhret hat.

Auf dem Reichstage zu Speyer war der Erfolg seiner Vorstellungen fruchtlos, obgleich alle Kurfürsten, und die meisten Stände von Deutschland seine Gerechtfame unterstützten, und um die Wiedergabe seines Herzogthums baten. Keiner unter den Fürsten unsers Vaterlandes nahm sich indessen Ulrichs stärker an, als der muntere, und immer thätige Landgraf von Hessen, Philipp. Er stand mit dem Herzog Ulrich in einem Bündnisse, welches noch vor dessen Vertreibung aufgerichtet war. Seine Zurückhaltung der versprochenen Völker war eine von den Ursachen gewesen, die Ulrichs Unglück zuwege gebracht hatten. Ulrich begab sich nunmehr selbst an den Hof des Landgrafen von Hessen, und hier wurden Anstalten vom neuem gemacht.

Die beyden Fürsten vernachlässigten kein Mittel zu ihrem Entzwecke. Die Furcht, welche die Feinde des Herzogs daher schöpften, und welche durch die Kriegszurüstungen des Landgrafen vermehrt wurde, verursachte endlich einen Befehl des Kaisers an den Landgrafen, bey Strafe der Reichsacht, den Herzog Ulrich von Würtemberg nicht fernem an seinem Hofe zu dulden. Philipps Kühner Geist, welcher wegen

wegen der angenommenen evangelischen Religion vñhien die Feindschaft des Kaiser Karls sich zu gezogen hatte, wurde zwar durch die Drohungen nicht gebeugt, allein er schlug um neuer Verhandlung willen dem Herzoge Ulrich vor, ob er sich nicht zu seinem Schwager, den Herzog von Braunschweig Heinrich dem Jüngern begeben wolle. Ulrich begab sich nach Braunschweig, kaum war er daselbst, als alles von neuem in Furcht und Bewegung kam, zumal da die Vorstellungen der deutschen Fürsten für ihn nicht aufhörten.

Sein allenthalben wirksamer Geist ist schwer so zu schildern, wie er sich auf mannichfaltige Art, und durch vielfache Bemühungen zeugte. Seine fürstliche Denkart offenbahrte sich am deutlichsten durch die beständige Verweigerung, die man ihm zumuthete, auf das Herzogthum feyerlich Verzicht zu thun, und mit einem ansehnlichen Gehalte zu seyn. Er zog die Ehre dem Gelde vor, und wollte lieber seine fürstliche Gerechtsame in der Dürftigkeit behaupten, als im Wohlstande der Natur ungetreu seyn. Er zeigte vielmehr, daß er selbst von dem Kaiser viel zu fordern habe, da seine Vorfahren und Vetteren auf 600 000 Gulden zu der Kaiser Friedrichs und Maximilians Dienste verwendet hatten, und er selbst dem Kaiser Maximilian mehr als 90,000 Gulden geliehen hatte.

Des Herzogs Ulrich fühner unternehmender Geist hatte mit des Landgrafen Philipps so viele Gleichheit, daß beyde Fürsten sehr vertraut wurden.

Phillip nannte den Herzog seinen lieben Ulrich, und machte ihn zum Genossen aller seiner Heirlichkeiten. Der Aufenthalt Ulrichs in Braunschweig verursachte ein Bündniß zwischen dem Herzog Heinrich, und dem Landgrafen Phillip, in welchem sie sich verpflichteten, dem vertriebenen Fürsten sein Land, es koste, was es wolle, zu verschaffen. Zuerst wollte man den Kaiser hey den bevorstehenden Reichstag nochmals Vorstellungen thuu, und wenn man nach 3 Wochen keine befriedigende Antwort erhielt, so sollen die Waffen zur Eroberung von Würtemberg gebraucht werden. Herzog Heinrich aber war dem kaiserlichen Interesse zu sehr ergeben, oder fürchtete sich zu sehr, um etwas gefährliches zu unternehmen, er hielt die Pflichten dieses Bündnisses nicht. Auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 belehnte der Kaiser Karl anstatt dem Herzog Ulrich Gehör zu geben, vielmehr seinen Bruder Erzherzog Ferdinand mit dem Herzogthume Würtemberg, auf die feyerlichste Art.

Eben dieser Reichstag zu Augsburg, welcher dem Herzoge alle Hoffnung zur Wiedererlangung seines Fürstenthums entriß, näherte ihn seinem Glücke, und dem Besitze seines Landes. Der Kaiser hatte auf diesem Reichstage die protestantischen Fürsten hart, und unbillig behandelt. Diese hatten dahero sich vorgenommen, ihre Maafregeln wider alle vermuthete Angriffe zu nehmen. Man glaubte, daß der Kaiser sie mit Krieg überziehen würde. Der Landgraf von Hessen sahe den Vortheil leicht ein, welchen

der protestantische oder sogenannte schmalkaldische Bund haben würde, wenn das Herzogthum Württemberg in denen Händen eines protestantischen Fürsten nämlich Ulrichs wäre. Sein geschäftiger Geist trachtete nun mit Emsigkeit nach der Erreichung dieser Absicht. Der Erzherzog Ferdinand, welcher römischer König geworden war, schien nicht so furchtbar an Macht zu seyn, daß er die Eroberung von Württemberg hindern könnte. Es war ein Krieg mit den Türken, und ein anderer mit den Schweizern für ihn zu befürchten. Unter diesen Aussichten errichtete der Landgraf Phillip, mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig ein neues Bündniß, welches die Eroberung von Württemberg zur Absicht hatte. Allein Heinrich dachte an die Erfüllung dieses Bündnisses nicht. Phillip war unermüdet, seinem unglücklichen Freunde, seinem lieben Ulrich, wie er ihn nannte, den Besitz seines entrissenen Erblandes zu verschaffen. Diese Bemühung allein schon verdiente dem Landgrafen den Beynahmen des Großmüthigen, den ihm die Geschichte ertheilt hatte. Ganz unermüdet trieb er diese Absicht, und mit derjenigen Aufmerksamkeit der Politik, welche ihn vor allen andern Fürsten des protestantischen Bundes beständig auszeichnete.

Er unternahm nichts blindlings, auf bloßes Geradewohl. Er überdachte seine Plane, ehe er sie ausführte, er sann auf alle mögliche Mittel dazu, und suchte sie auch in Wirksamkeit zu setzen. Er war erfinderisch an Einfällen und Anschlägen, und

vollführte sie, so gut er konnte, wo er selbst nach eigener Gewalt handeln konnte.

Er bewies sich auch als einen solchen in dem Anschläge, dem Herzog Ulrich sein Land wiederum zu verschaffen.

Das Bündniß mit Braunschweig schien ihm nicht hinreichend zu seyn, ob es gleich wichtig war. Er suchte mehreren Beystand. Da der Grund von dem Unglücke Ulrichs in dem Hasse der Herzoge von Bayern wegen ihrer Schwester, der Gemahlinn Ulrichs lag, und diese Feindschaft gefährlich war, so trachtete er vorerst an eine Aussöhnung des Herzogs Ulrich mit seinen Schwägern. Er selbst wurde Unterhändler, und schlug die Bedingungen vor, unter welchen er Freundschaft zu stiften hoffte. Nur die Unbilligkeit der Herzoge von Bayern war es, welche seine Bemühungen vereitelte. Der Vergleich, über welchen man lange Unterhandlungen pfog, kam nicht zu Stande. Inzwischen wurde dadurch doch einigermaßen der Haß gestillet, und da die Herzoge von Bayern über die vom Erzherzoge Ferdinand erlangte Würde eines römischen Königs nicht zufrieden waren, so milderte dieses die Furcht von dieser Seite her.

Der großmüthige Philipp suchte einen neuen Bürgerstand für seinen Freund Ulrich bey dem zweyten Oberhaupte der protestantischen Ligue, dem Kurfürsten von Sachsen. Er stellte ihm

die Wiedereinfetzung Ulrichs in sein Herzogthum als ein Werk der Barmherzigkeit vor. Er vergaß dabey nicht, die Vortheile zu zeigen, welche die protestantischen Fürsten von der Eroberung Württembergs erhalten würden, und welche eben so groß, als sicher zu hoffen waren. Der ganze Plan zu diesem Endzwecke ein neuer Beweis zu der Staatsklugheit Philipps, wurde dem Kurfürsten von Sachsen mitgetheilt. Herzog Ulrich begab sich selbst zu ihm, um ihn von allen genau zu unterrichten. Allein der bedächtige, und immer schwerfällige Johann Friedrich fand viel Bedenklichkeiten dabey. Philipp hatte mit seiner Staatslist einen Bund mit den Schweizern errichtet, und es schien, als wenn Ferdinand mit ihnen in Krieg gerathen würde. Bey dieser Gelegenheit würde die Eroberung von Württemberg nur eine Hilfe gewesen seyn, die der Landgraf seinen Bundesgenossen ertheilte. Auch dabey fand der Kurfürst, wie immer, Bedenklichkeit. Kurz der unentschlossene Kurfürst widerrieth die Eroberung von Württemberg, und verringerte dadurch einen schönen Plan des Landgrafens. Bald darauf entdeckte sich auch die Verstellung des Herzogs Heinrich von Braunschweig, und man sah, daß dieser Fürst nichts weniger in Willens sey, als das Bündniß in Absicht der Eroberung Württembergs zu erfüllen.

Ulrich gerieth mit ihm in Uneinigkeit. Dennoch erkaltete die Geschäftigkeit der beyden thätigen Fürsten des Herzogs Ulrichs, und des Landgrafen Philipps nicht. Sie waren beide so reich an Einfällen, und

Anschlägen, daß sie an den Thoren fast aller Residenzen für sich arbeiten ließen, und es wäre eine langweilige Beschreibung alles zu erzählen. Sogar in Frankreich und Ungarn, wo ein Aufstand gegen König Ferdinand Unruhen erregte, wurden Minen ihres Glückes gelegt. Ueberhaupt war Deutschland und die Christliche Welt von den Fürstenthronen bis zu den Hütten herab in einer solchen Gährung, daß grosse Begebenheiten erwartet werden mußten. Aller Orten geschahen Zurüstungen, die Gemüther wider einander aufgebracht. Der Kaiser führte auswärtige Kriege, und drohte innerliche. Er erklärte sich wider viele Fürsten Deutschlands feindselig, sie rüsteten sich wider ihn, und verbanden sich mit einander. Die Fürsten selbst waren uneinig, man sah dem verwirrtesten Schicksale entgegen, und es war gewiß, daß Herzog Ulrich daran Antheil haben mußte.

Unter diesen Umständen erhielt er von seinem Prinzen Christoph einen Brief, in welchen er ihm meldete, daß er aus der Gefahr, ewig seinem Vater und seinem Lande entrisen zu werden, befreyet worden sey, und sich an einem sichern Orte befinde, welchen er aber nicht nennen dürfe. Die Grausamkeit der Feinde des Herzogs war so weit gegangen, daß sie das Württembergische Fürstengeschlecht zu vertilgen gesucht hatte.

Prinz Christoph war bey der Katastrophe des Herzogs, wie man schon vorher erzählt hat, nach Innsbruck abgeführt worden. Hier genoß er die erste

Erziehung, wurde aber bald nach Wien gebracht, wo er einen geschickten öffentlichen Lehrer daselbst Michael Tiffenus zu seinem Lehrmeister erhielt. Dieser Mann verdient das Andenken der Geschichte, welche edle Gemüther der Nachwelt bekannt machen muß. Er unterrichtete seinen fürstlichen Zögling, den Prinzen Christoph mit Sorgfalt; dieser wußte nicht, wer er war, man hatte seine fürstliche Geburt ihm verhehlet. Er hatte die Erlaubnis, in Begleitung seines Hofmeisters öfters zu wienerisch Neustadt sich eine Veränderung zu machen. Hier gerieth er einmal bey einem Einfalle der Türken in Gefahr, von den Tartarn gefangen zu werden, und wurde nur von seinem Lehrer mit genauer Noth errettet. Als Kaiser Karl nach Wien kam, welcher überhaupt eine sehr glückliche Kenntniß der Menschen hatte, und dieses in der Wahl aller seiner Minister und Offiziers zeigte, bemerkte er den muntern verständigen Geist, des jungen Prinzen sehr bald. Er nahm ihn in sein Gefolge, und brauchte ihn in seiner Kammer zur Vorlesung der eingelaufenen Schriften, bey welcher Gelegenheit der Prinz sich so viel bildete, daß man seine Einsicht in Staatsgeschäften, und seine Klugheit bewunderte. Als Kaiser Karl den berühmten Reichstag zu Augsburg 1530 hielt, begleitete ihn Prinz Christoph.

Zu Augsburg erfuhr er die erste Nachricht von seinem Vater, und daß er ein Fürstsohn sey, und ein Land habe. Viele Prinzen, die sich damals zu Augsburg befanden, wandten ihre Aufmerksamkeit

auf ihn. Kaiser Karl bemerkte dieses kaum, als er zu seiner gewöhnlichen Arglist seine Zuflucht nahm. Er beschloß den Prinzen Christoph nach Spanien bringen zu lassen, und als er nach Endigung eines Feldzuges gegen die Türken zu Ende des Jahrs 1532 nach Italien reifte, so mußte der Prinz seinem Hofe nachkommen. In den tyrolischen Gebirgen erfuhr er die Untreue einiger Spanier. Sein getreuer Lehrmeister Tiffernus begleitete ihn, und da er von ihren Vorhaben einige Nachricht erhielt, nahm er sich vor, seinen Zögling zu erretten, und entführte den Prinzen durch Umwege mit Lebensgefahr. Sie flohen beyde von einem treuen Bauer geführt. Unterwegs wurde das Pferd des Prinzen untüchtig. Sein Lehrmeister gab ihm sein eigenes, damit er den nacheilenden entkommen konnte. Tiffernus selbst aber, der zu Füsse gehen mußte, wurde von den nacheilenden erreicht, und mußte sich einen ganzen Tag und Nacht in dem Rohre eines Wehbers verborgen halten. Der Prinz entkam indessen glücklich, und meldete durch einen Brief an einem sichern Orte, denn er nicht einmal sich getraute zu nennen, seine Schicksale dem Herzog Ulrich, seinem Vater. Der Prinz hatte bald darauf verschiedene Nachstellungen zu erdulden, denen er nicht entgangen seyn würde, wenn man den Ort seines Aufenthalts gewiß gewußt hätte. Alle diese traurigen Schicksale waren so wenig fähig, den Geist des unglücklichen Ulrichs nieder zu schlagen, daß sie ihn vielmehr erhitzen, nur desto eifriger auf seine Rettung bedacht zu seyn. Er rang mit dem Unglücke, ohne zu erliegen. Immer uners-

müdet, immer an allen Höfen, bey allen Gelegenheiten geschäftig erwarb er sich endlich die Macht der Hilfe, die er so lange gesucht hatte.

Sein großmüthiger Freund der Landgraf Philipp von Hessen, arbeitete mit einer brüderlichen Treue an der Wiederherstellung der Wohlfahrt eines Verstorbenen. Er trieb immerfort Unterhandlungen bey den Kurfürsten von Sachsen, bey den Herzogen von Bayern, bey den Ständen des schwäbischen Bundes, bey den Kurfürsten von der Pfalz und andern Fürsten Deutschlands, bey dem Könige Johann von Ungarn, bey dem Könige von Frankreich. Unter diesen Bemühungen wurde endlich der Plan vollendet, der zur Eroberung Würtembergs nöthig war. Die protestantischen Fürsten und Stände des Reichs wünschten nichts so sehr, als diese Eroberung, wodurch ihre Macht in Schwaben einen ansehnlichen Zuwachs erhielt. Sie unterstützten aus eignem Interesse den Anschlag.

Sehr viele Fürsten überhaupt waren mit der Wahl Ferdinands zu einem römischen König, ob er gleich sich dieser Ehre nachher vollkommen würdig machte, unzufrieden. Zu dieser Anzahl gehörten die Herzogen von Bayern. Obgleich ihre völlige Ausöhnung mit dem Herzog Ulrich wegen der verschiedenen unvergleichbaren Punkte von beyden Theilen, nicht ganz zu Stande gebracht wurde, so war es doch gewiß genug, daß sie die Eroberung von Würtemberg sehr gerne sahen, und sie erleichtern wür-

den. An ihrem Hofe lebte Christoph, dem sie sein Land wünschten zu erhalten. Der mächtigste Feind Ulrichs war hinweg, da der Schwäbische Bund zu Ende gieng, und man keine Erneuerung desselben zu hoffen hatte. Ferdinand hatte mit den Hungarn, und mit dem Kriege wider die Türken genug zu thun.

Karl war außerhalb Deutschland. Der König von Frankreich unterstützte die Unternehmungen auf Würtemberg insgeheim mit vielen Summen. Der größte Theil der Schweizer wünschte sie; der Kurfürst von der Pfalz war ein zweyter Freund Ulrichs. Verschiedene andere Fürsten, die Herzoge von Holstein und Lüneburg, und einige Städte gaben in der Stille zu dieser Unternehmung Volk, Geld, Waffen, und andere Beiträge. Ulrich, nachdem er am Hofe seines Freundes des Landgrafen von Hessen sieben Jahr Beschützung und Unterhalt genossen hatte, so wurde er von eben denselben mit den Waffen in der Hand in sein Eigenthum zurück geführt. Beyde Prinzen tratten den Feldzug im Frühlinge des Jahrs 1534 an. Es wurden vorher gewisse Artikel bestimmt, nach welchen den Landgrafen die Erstleistung der Untkosten dieses Krieges versprochen wurden.

Dieses Prinzen Freundschaft verdient desto mehr Hochachtung von der Nachwelt, weil er sich aus einer Stille gewis einbildete, in diesem Feldzuge sein Leben zu verlieren. Er ließ aus Sorgfalt bewegen die Truppen sowohl sich, als dem Herzoge Ulrich hulldigen, damit auch durch seinen Tod die

Unternehmung nicht gehindert würde. Einem Verlassenen aus Freundschaft sein Leben aufopfern wollen, ist das Siegel der Erhabenheit des Charakters.

Als zu Ende des Aprills 1534 die Armee sich in Bewegung setzte, erschienen zugleich die Kriegserklärungen des Landgrafens, und des Herzogs, welche an viele Fürsten und Stände des Reichs, an den römischen König Ferdinand, und an den Kaiser selbst nach Spanien geschickt wurden, und die Gerechtigkeit der ergriffenen Waffen darstellten.

Der Kaiser selbst hatte vier Jahr vorher auf den Reichstag zu Augsburg, da die Bitten der Fürsten für Ulrich ihm zu beschwerlich wurden, geantwortet: „er hat sein Land durchs Schwerdt verlohren, er mag, wenn er kann, es wieder durchs Schwerdt erobern.“ Damals dachte er nicht, daß man ihm beym Worte halten würde. Indem Ferdinand den Besitz von Württemberg gerichtlich wollte untersuchen lassen, eilte die Armee Ulrichs dem Fürstenthume zu.

In Tyrol, Böhmen, und Württemberg ließ Ferdinand Anstalten zum Kriege machen, da der Krieg schon angegangen war. Herzog Ulrich und der Landgraf zogen mit ihrem Heere durch viele beschwerliche Umwege; welche den Feind irre machten. Der Stadthalter des Herzogthums Württemberg Pfalzgraf Philipp hatte gegen 12000 Mann zusammen gebracht; Ulrichs Armee war weit stärker. Sie lagerte sich am 10. May bey Neckar-Culm. Von hieraus forderte der

Herzog die Städte Weinsberg und Neuenstadt auf. Sie weigerten sich zu ergeben, bis die Macht sie schreckte. Des Pfalzgrafen Völker ruckten denen beiden verbundenen Fürsten entgegen. Beyde feindlichen Heere wollten das Nachtlager am 12. May zu Sontheim haben, und mußten also einander nöthwendig treffen. Es fielen dabey Scharmügel vor, in denen die hessischen Truppen den Kürzern zogen, bis das Geschütz ankam, bey welchem sich Herzog Ulrich befand. Er kannte den Pfalzgrafen Philipp, und war so glücklich, durch eine Kanonenkugel sein Pferd zu tödten, und ihn selbst am Fuße zu verwunden; worauf sich das österreichische Heer auf eine Anhöhe zurück zog.

Beide Armeen ruckten mit Anbruch des Tages bey Lauffen einander unter das Gesicht. Der Landgraf ließ die Anhöhe, welche am vorhergehenden Tage war eingenommen worden, mit dem großen Geschütz besetzen, und dieses auf die Feinde abfeuern; diese zogen sich nach einem vortheilhaften Orte hin, um dort ein Treffen zu wagen. Der Landgraf aberkam mit seiner Reuterey, welchem das Fußvolk nachfolgte, zuvor, setzte mit dem Geschütz über den Neckar, und kam durch einen Umweg dem Feinde, in die Seite. Die Wagenknechte sahen die Gefahr zuerst, und flohen auch zuerst. Die Verwirrung breitete sich bald durch das ganze Heer aus. Die Reuterey that noch einigen Widerstand. Der Pfalzgraf entfloh nach Alperg; auch das Fußvolk ergriff in großer Unordnung die Flucht. Der größte Theil wollte sich

über den Neckar durch die Weinberge retten, aber die meisten stürzten sich über die Anhöhen, und Felsen zu Tode, oder ertranken im Neckar. Die siegende hessische Armee verfolgte sie eifrig, und würde eine noch größere Niederlage angerichtet haben, wenn nicht der Herzog den Landgrafen gebeten hätte, mit dem Verfolgen inne zu halten, weil er vermutete, daß der größte Theil des besiegten Heeres aus seinen eignen Unterthanen bestünde. Wenn er so grausam gewesen wäre, wie ihm seine Feinde schilderten, würde er diese Vorbitte nicht gethan haben, und sich an der Verläumdung auf eine so wohlthätige Art nicht haben rächen können. Indessen war dieser Sieg, der fast ohne Verlust am 13. May bey Lauffen erfochten wurde, das Zeichen zur allgemeinen Eroberung des Herzogthums. Die Beute dabey war so wichtig, wie nach der blutigsten Schlacht. Die ganze Kanzley, die geheimen Briefe, ein Theil der Artillerie, eine Menge von kleinen Gewehr, Pulver, Kugeln, auf 60 Wagen, und 70000 Gulden am Gelde geriethen in die Hände des Landgrafen, und des Herzogs Ulrichs. Der Rest der zerstreuten Armee eilte nach Stuttgart, und wollte sich in dieser Stadt noch vertheidigen, aber die Bürger schlossen die Thore zu, und nöthigten die Flüchtlinge dadurch, sich gänzlich zu zerstreuen.

Die beyden siegenden Fürsten ruckten nach Brantenheim, und faßten hier den weisen Entschluß, sich unverzüglich der Hauptstadt zu bemächtigen. Man öffnete dem ankommenden Herzoge die Thore zu

Stuttgard ohne Anstand, und er bestätigte ihnen den Tübinger Vertrag, und alle Rechte und Freyheiten. Er hatte die Folgen von der Vernachlässigung dieser Gnade bey der ersten Eroberung gesehen. Die Bürger huldigten ihrem alten, wiedererlangten Herrn, auf den Wiesen gegen die Stadt Kanstadt, worauf der Herzog und der Landgraf einen feyerlichen Einzug hielten. Der erstere sandte sogleich an alle Aemter und Städte, durch Abgeordnete, ihm von neuem die Huldigung zu leisten, welches auch von den meisten sogleich erfolgte. Tübingen ergab sich ebenfalls, allein die Besatzung auf dem Schloße schien Widerstand thun zu wollen. Als sie aber das grosse Geschüz ankommen sahen, und nur der Anfang mit den Schiessen geschehen war, so ergab sich das Schloß gleichfalls. Die Besatzung erhielt einen freyen Abzug. Ulrich bestätigte allen Unterthanen ihre Freyheiten, und den Tübinger Vertrag. Ueberhaupt hatte ihn sein Unglück, und sein Aufenthalt an dem Hofe des Landgrafen von Hessen milder gemacht, als er vorher gewesen war. Er begnadigte viele verschiedene offenbare Feinde. Die beyden Festungen Neuffen, und Asperg waren noch übrig. In der ersten Stadt war Berthold Schilling, ein Herr, der ehemals viele Gnadenbezeugungen von dem Herzoge Ulrich erhalten hatte, Befehlshaber. Als eben Ulrich vor Neuffen ruckte, kam die Gemahlin des Kommandanten mit einem Sohne nieder, statt der Bezenwehr bath er sich den Herzog und Landgrafen zu Pathen aus.

Die Einnahme der Festung Alperg kostete mehr Mühe. Pfalzgraf Philipp lag mit dem Kern der Armee, die bey Lauffen geschlagen war, in dieser Festung. Bey der ersten Aufforderung, als der Landgraf vor die Thore kam, antwortete der Pfalzgraf: „daß Alperg sein Kirchhof seyn solle.“ Er war noch nicht von der Wunde, die er bey Lauffen bekommen hatte, geheilt. Das Feuer des groben Geschüßes aber nöthigte ihn dennoch am vierten Tag zur Uebergabe, wobey er für sich, und einige der Vornehmsten von der Besatzung freyen Abzug erhielt.

Nun hatte Ulrich die Herrschaft über sein ganzes Herzogthum Württemberg. Es fehlte dieser schnellen Eroberung noch diejenige Sicherheit des Besizes, ohne welcher sie eine kurze Erscheinung werden konnte.

Die siegenden Fürsten behielten daher ihre Truppen beyammen, und berathschlagten, was sie zu dieser Absicht thun sollten. Indessen wurden verschiedene andere Fürsten Mittelspersonen, bey welchen sich Ferdinand über die Einnahme des Herzogthums Württemberg beschwert hatte. Besonders übernahmen die Kurfürsten von Maynz und Sachsen, und der Herzog Georg von Sachsen die Vermittlung zu einem Frieden. Indem die Unterhandlung nach der gewöhnlichen Politik der damaligen Zeit sich in die Länge zu ziehen schien, rückten der Landgraf von Hessen, und Herzog Ulrich näher an Ferdinands Gebiet, und drohten mit Gewalt der Waffen mehr zu verlangen, als man durch Güte

verlangt hatte. Ferdinand sah sich genöthiget im Anfange des Juny dieß Jahrs 1534 zu Cadan in Böhmen einen Vertrag zu bewilligen, nach welchem un. er verschiedenen Artikeln dem Herzog Ulrich der ruhige Beiz seines Landes zugesanden wurde.

Die Artikel des kadauischen Vertrags, welcher durch den Kurfürsten von Sachsen hauptsächlich geschlossen worden, fand nicht den Beyfall des Herzog Ulrichs, ohne dessen Unterschrift man alles zu Stande gebracht hatte. Das Herzogthum Württemberg sollte vermög dieses Vertrages, als ein Fusterlehen von Ferdinand abhängig seyn. Ulrich sahe ganz richtig keinen Grund einer Abhängigkeit. Er hatte sein eignes freyes Land, welches ihm die Gewalt geraubt hatte, wieder eingenommen. Wie konnte er dafür dem, der es ihm vorher genommen hatte, igo als Sieger ergeben seyn? Sein Widerspruch gegen den kadauischen Vertrag war gerecht; aber dadurch wird auf unser Welt noch nicht gleich etwas giltig. Die vielen Fürsten Deutschlands, die an den kadauischen Vertrag gearbeitet hatten, wollten ihn auch besätigt wissen. Ulrich bekam sie zu seinen Segnern, wenn er sich nicht ihren Willen unterwarf; als er ihn aber nach dem kadauischen Vertrag angenommen hatte, so widersprach sein Sohn Prinz Christoph demselben, und verlangte seine verweigerte Bestimmung. Noch hatte Ulrich nicht den völligen Beiz seines Herzogthums, in Absicht der Einkünfte, und verschiedener Einrichtungen mit denen Landständen berichtigt, als der Landgraf die Bezahlung der Kriegskosten forderte.

berte. Der Herzog gab, was er konnte, und versicherte die übrige Bezahlung durch die Gewehrleistung seiner Stände. Unter diesen Handel entsprang ein geheimes Mißverständniß, zwischen den beyden Fürsten selbst. Ulrich erfuhr, daß man im größten Elende wohl noch Mitleid antrifft, aber sobald man sich wieder etwas erholt, das Mitleid theuer bezahlen muß, und nicht genug geben kann. Der Landgraf forderte außer den bestimmten Geldern noch eine Vergütung der Unkosten, welche er auf den Herzog, und seine Bediente verwendet hätte, deren Summe nicht anders, als ansehnlich seyn konnte. Ueberdem verlangte er noch 500 Gulden zur Zehrung auf seine Rückreise nach Hessen, diese letzte Forderung fiel dem Herzog am empfindlichsten.

Beide Fürsten machten einander bittere Vorwürfe. Der Herzog schrieb dem Landgrafen: er wolle die 500 Gulden zur Rückreise mit goldnen Buchstaben in die Rechnung eintragen lassen." Inzwischen wurde das Mißverständniß beyder Fürsten geheim gehalten, obgleich der Herzog auch über den Landgrafen deswegen unzufrieden wurde, daß er nach einem aufgefundenen Briefe den kadanischen Vertrag, durch allzu große Eilfertigkeit, zu seinem Nachtheile beschleunigt hatte. Der Landgraf fieng an, wegen seines eignen Landes furchtsam zu werden, und besorgte, es möchte ihm einerley Schicksal mit dem Herzog Ulrich begegnen, zu welcher Furcht der immer besorgte Kurfürst von Sachsen das meiste bey-

trug. Diese Furcht war die Ursache von der Beschleunigung des Friedens.

Herzog Ulrich machte sich um sein Land mit Eifer verdient. Die ehemaligen Mißbräuche wurden abgeschafft, die benachbarten Reichsstände verringerten den Preis der Früchte. Das Justizwesen wurde in eine Ordnung gebracht.

Eine neue Gefahr können wir nicht unberührt lassen, in welche ihn eine aufgedrungene Reise trieb; der römische König verlangte den Herzog nach Wien zu kommen, und dort von ihm in Person die Belehnung von Württemberg zu nehmen. Ulrich sträubte sich äußerst dagegen, er wollte Bevollmächtigte senden, aber Ferdinand wollte diese nicht annehmen. Der Herzog befürchtete, jedoch ganz irrig, daß seine Freyheit bey einer persönlichen Erscheinung in Wien Gefahr laufen würde. Eine andere gerechtere Furcht kam von den vermutheten Nachstellungen seiner Feinde, die ihn unterwegs angreifen konnten. Allein aller Vorstellungen an den König Ferdinand obgeachtet, sah sich Ulrich endlich doch genöthigt, diese Reise nach Wien zu unternehmen, nachdem ihm Ferdinand ein sicheres Geleit gegeben hatte, und die vollkommene Versprechung einer freundschaftlichen Begegnung. Ferdinand suchte nichts weiter, als durch die feyerliche persönliche Belehnung von Württemberg die Abhängigkeit des Herzogs sich zu versichern. Der Aufenthalt Ulrichs in Wien im August 1535 wurde ihn durch verschiedne Freund-

schaftsbezeugungen Ferdinands angenehm gemacht, und die Punkte der Belehnung nach seiner Erinnerung gelindert, zugleich wurde durch einen neuen Vergleich der Besiz des Herzogthums versichert.

Der Karakter des Herzogs Ulrich ward durch die Verdrüsslichkeiten seiner Schicksale in einigen Zügen verändert worden. Man wird diese Wirkung des Unglücks auf die Denkungsart der Menschen fast allgemein bemerken können. So, wie grosses Glück oft schwindlich macht, so erweckt grosses Unglück öfters ein ausgebreitetes Mißtrauen. Ulrich zeigte dieses nach der Eroberung seines Landes auf mannigfaltige Art. Da er immer von so vielen Freunden bisher verrathen, oder verlassen worden war, so traute er nunmehr desto weniger, und saßte auch gegen Unschuldige Argwohn. Selbst sein Prinz Christoph erfuhr dieses. Die Herzoge von Bayern, seine Dunkel, suchten ihr Vergnügen in einem Mißverständnisse des Vaters und Sohnes, weil sie dadurch den Herzog Ulrich wiederum aus seinem Lande zu treiben hofen. Sie wendeten sich an den König Ferdinand, und nahmen von der Religion Gelegenheit, ihm den Prinzen Christoph, welcher sich noch zum katholischen Glauben bekannte, zu empfehlen. Sie trugen vor, ob man dem Herzog nicht wieder sein Land entreißen, und dem Prinz Christoph geben könne. Ferdinand verweigerte zwar ihren Antrag, allein Herzog Ulrich bekam selbst gegen seinen Prinzen einen Verdacht, und glaubte, daß er die Vortheile, welche ihm die bayerischen Herzoge verschaffen wollten, unmöglich

gleichgültig betrachten könnte. Es kamen andere Verläumdungen dazu, kurz, der Herzog entzog seinem Prinzen alle väterliche Liebe. Der Prinz begab sich in französische Dienste, in welchen er aber mit allen Kabalen des Nationalhasses ringen mußte, und durch diesen Haß selbst bey dem Könige Franz in Vorwürfe kam. Da er sich bey dem Könige gerechtfertiget hatte, und dessen völlige Gunst erlangte, so gerieth er mehr als einmal in Lebensgefahr. Er gerieth zugleich in Schulden, und sein Vater der Herzog blieb gegen ihn argwöhnisch, und daher unerbittlich. Er gieng darinn so weit, daß er einen Theil des Landes seinem Prinzen zu entziehen, und seinem Bruder, dem Grafen Georgen zuzuwenden trachtete. Ulrich konnte nie ohne Unruhe leben. Da er seine Feinde besiegt hatte, so machte ihm sein eigener Prinz Unruhe, ob sie gleich nur Argwohn und Unwillen war. Einen andern neuen Zug in dem Karakter Ulrichs, nach seiner Katastrophe bemerkte man in der Einrichtung der Ausgaben. Vorher gab man ihm Verschwendung, iho Kartheit, Schuld. Ehedem war er ungemein freigebig, iho zurückhaltend. Er hatte aber diese gute Ordnung in allen Ausgaben nöthig, und vermehrte dadurch die Vortheile des Staats. Er bezahlte dem Landgrafen die Schulden, wegen der aufgewandten Kriegskosten, bey der Eroberung des Herzogthums. Er löste die versezte Grafschaft Rämpelgard, von Frankreich wieder ein; er kaufte die Festung Hobentweil um 12000 Gulden; er ließ verschiedene neue Befestigungen in seinem Lande anlegen, und die alten Festungswerke verstärken,

und auf die neue Art der damaligen Zeit einrichten. Er versah die Festungen mit Kriegsvorrath. Die vielen Beschwerlichkeiten, welche er hat erdulden müssen, ermatteten endlich seinen Körper, und er fieng an, krank zu werden.

Er glaubte, daß sein End nahe wäre, allein es warteten noch viele Schicksale dieses Lebens auf ihn, ehe er es verlassen sollte. Im Jahr 1536 tratt er in das schmalkalbische Bündniß, der evangelischen Stände, auf Einladung des Landgrafen von Hessen, und des Kurfürsten von Sachsen.

Da er selbst in seinem Lande die evangelische Religion eingeführt hatte, so war für ihn eine Unterstützung der evangelischen Bundesgenossen nöthig. Er konnte leicht vorher sehen, daß Kaiser Karl ihn mit keinem gütigen Auge betrachten würde, und seinen Unwillen über die Eroberung von Würtemberg einmal nachdrücklich zu zeigen suchen möchte. Er suchte sich daher durch das Bündniß mit den evangelischen Ständen des Reichs, in Sicherheit zu setzen; eben dieses wurde sein Unglück. Die Klugheit wird so gut, wie die Dummheit vom Verhängnisse regieret.

In eben diesem Jahre erneuerte Kaiser Karl den Krieg mit seinem grossen Nebenbuhler, dem König Franz von Frankreich. Aber Karl vergaß dennoch niemals, was er verzögern mußte. Die Ruhe, welche einig Jahre in Deutschland durch den französischen

Krieg erhalten wurde, wandte Herzog Ulrich auf die Verbesserung der Wohlfarth seines Landes an, auf die Fortsetzung und Vollendung der Reformation, auf die Einrichtung der sittlichen Ordnung, auf verschiedene Unterhandlungen, deren Verzeichniß nicht hieher gehört, weil sie Kleinigkeiten betreffen, oder doch für die Kenntniß des Herzogs nichts interessanteres haben. Eine wichtige Revolution schien alles in Deutschland zu verkündigen, und drohte kriegerische Ausbrüche. Alles verband sich untereinander, und die Gährung wurde allgemein. Der türkische Sultan Soliman fiel mit einer fürchterlichen Macht in Ungarn ein. Der König Ferdinand verlangte von den deutschen Reichsständen Hilfe. Die evangelischen Stände des Reichs befanden sich in Verlegenheit. Sollten sie die Türken demüthigen helfen, damit Ferdinand hernach desto ruhiger sie selbst demüthigen konnte? Sollten sie die Hilfe wider die Türken versagen, und dadurch den Feinden des christlichen Glaubens den Weg in das Herz von Deutschland bahnen? Unter solchen zweifelhaften Bedenklichkeiten blieb die Hilfe aus, welche verlangt wurde. Selbst Herzog Ulrich verweigerte die Forderungen, welche Ferdinand an ihn machte, unter der Versicherung der Unmöglichkeit, bey der vielen Entkräftung seines Landes. Es war diese Entkräftung auch kein leerer Vorwand.

Im May 1538 begab er sich in einen neuen besondern Bund, welchen die evangelischen Stände zu Braunschweig aufrichteten, und theils die Ver-

stärkung des schmalkaldischen Bündnisses dadurch versicherten, theils die Aufrechthaltung der evangelischen Religion zu vertheidigen beschlossen.

Kaiser Karl, und die katholischen Stände des Reichs richteten wider diesen Bund am 10. Juny einen Gegenbund auf. Dergleichen Anstalten machten allemal einen Krieg unvermeidlich. Der beständige und glückliche Kunstgrif Karls, alles so weit in die Länge zu ziehen, bis er seine völlige Macht gebrauchen konnte, wurde auch hier bey den dunkeln Ausichten in Deutschland mit großem Vortheile genutzt. Die evangelischen Stände waren so furchtsam, etwas zu unternehmen, und sie konnten es auch wirklich nicht, ohne den härtesten Vorwürfen, daß sie die Ruhe des Reichs muthwillig störten. Bey ihnen aber herrschte überhaupt eine beständige Unentschlossenheit, und ein innerlicher Widerspruch zwischen den Häuptern in allem, worüber sie berathschlagten. Sie berathschlagten immer, und brachten doch nichts zu Stande. Die muntere Thätigkeit des Landgrafen von Hessen, und die sorgsame Bedenklichkeit des Kurfürsten von Sachsen spielte einen fortgesetzten Kontrast, welcher alle große Unternehmungen hinderte.

Man hielt im Jahr 1539 öftere Zusammenkünfte; die Stände des Bundes kamen zu Frankfurth, und bald hernach zu Armstadt und zu Schmalkalden zusammen. Man entdeckte die Unternehmungen Karls wider die evangelischen Stände. Es schien genug

zu seyn, selbe entdeckt zu haben. Man ließ sich in kleine Streitigkeiten ein, und vernachlässigte das Große. Es wurden viele Anschläge unterhandelt, und nichts zu Stande gebracht. Unter diesen Verwirrungen des Allgemeinen hatte Herzog Ulrich verschiedene besondere Streitigkeiten, mit der Stadt Rotweil, den Schweizern, der Reichsstadt Eßlingen, und dem kaiserlichen Kammergericht, an welcher letzten Streitigkeit die evangelischen Stände überhaupt Antheil nahmen. Das katholische kaiserliche Kammergericht that den evangelischen Ständen in allen Klagen, und bey allen Gelegenheiten Unrecht, und das hohe Ansehen desselben machten dieses Unrecht wichtig.

Sie Feinde der evangelischen Stände und des Herzogs, suchten denselben auch dem König von Frankreich abgeneigt zu machen. Sie gaben vor, Herzog Ulrich rüste sich, einige deutsche Bischöfe mit Krieg zu überziehen, und der König von Frankreich sandte deswegen durch besondere Abgeordnete dem Herzoge Vorwürfe zu, die er mit Mühe ablehnte. Er wurde mit den evangelischen Ständen wegen seines Bündnisses in alle öffentliche Angelegenheiten des deutschen Reichs verwickelt, und sein Ansehen machte ihn auf den Reichstagen, und andern Versammlungen nur bestomehr Unruhe, welche ihn um so beschwerlicher fiel, da öfters wiederholte Krankheiten seinen Körper ermatteten. Mit allen diesen Beschwerlichkeiten verband sich die Uneinigkeit der Familie.

Noch immer hatte der Herzog seinen Prinzen in Verdacht, und es schien keine Ausöhnung sobald zu hoffen zu seyn, als eine Zwiffigkeit mit dem Bruder sie erleichterte. Graf Georg forderte von seinem Bruder Herzog Ulrich die 4200 Gulden, welche ihm der König Ferdinand jährlich nach der Einnahme des Herzogthums Württemberg versprochen, und welche er, seitdem Ulrich dieses Land wieder besaß, nicht erhalten hatte. Wir haben schon bemerkt, daß der Charakter Ulrichs nach seiner Katastrophe von der ehemaligen Freygebigkeit in eine ruckhaltende Oekonomie sich abgeändert hatte. Geld von ihm fordern; war ehemals sehr leicht, igo beleidigte man ihn dadurch. Er wurde durch die Forderung seines Bruders so aufgebracht, daß er die von ihm einigemal übersandten Falken nicht annehmen wollte. Georg entschuldigte sich umsonst, Ulrich schickte ihm einen kurzen Brief, in welchem er schrieb, „daß er sich solcher Untreue und Falschheit nimmermehr zu ihm versehen hätte.“ In der Aufschrift nannte er ihn einen unfreundlichen Stiefbruder. In dieser Abneigung gegen seinen Bruder entschloß er sich auf einmal mit seinem Prinzen sich auszuföhnen, welches er ihm durch seine Rätthe eröffnen ließ. Er verlangte aber von seinem Prinzen, daß er sich vermählen, und nach seines Vaters Tod die eingeführte evangelische Religion in Württemberg beybehalten, und behaupten sollte. Auf diese Bedingung erhielt Prinz Christoph wiederum die Gunst seines Vaters, und verließ die französischen Dienste. Allein das Mißtrauen Ulrichs erlaubte ihm

doch nicht, den Prinzen an seinem Hofe zu behalten, weil er argwohnte, daß seine Gegenwart in denen Gemüthern der Unterthanen einen nachtheiligen Eindruck wirken möchte. Der Bruder des Herzogs Ulrich, Graf Georg empfand über den Zorn desselben gegen ihn so viel Betrübniß, daß er nicht eher ruhte, bis durch Vermittlung des Landgrafen von Hessen eine Aussöhnung zu Stande kam, wobey er sich seinem Bruder, dem Herzoge, so gefällig als möglich bezeugte. Sein ehrliches gutes Herz drückte sich in einem Briefe folgendermassen aus: wir wollen den ganzen Brief in seiner Ursprache mittheilen, zur Ehre des redlichen Grafens, und zum Vergnügen der Leser.

„Lieber Herr Bruder, wir bitten nochmals freundlich und flehentlich, laßt doch den Zorn, und unbrüderlichen Unwillen gegen uns fallen, und bedenkt, daß wir uns in dero anliegenden Nothdurft, und Unfall recht brüderlich, und treulich gehalten, und gar keine Gefahr angesehen, auch auf dero Ansuchen, so viel als möglich gewesen, nichts abgeschlagen, vielmehr sonsten aufgenommen, und fürgestreckt, damit ich dieselb hab können unterhalten, und von demselben noch keinen Pfennig empfangen.“

Diesen Brief unterstützte der Landgraf von Hessen mit seinen Vorstellungen, und brachte endlich einen Vergleich zu Wege, welcher im May 1543 seine vollkommene Richtigkeit erhielt.

Des deutschen Reichs öffentliche Angelegenheiten, wurden immer bebentlicher. Auf den verschiedenen Reichstagen, welche nach einander gehalten wurden, konnten die protestantischen Fürsten keine vollkommene Genugthuung erhalten. Sie verlangten die Sicherheit eines beständigen Friedens, welche ihnen Ferdinand nicht geben konnte, da er die Gesinnungen seines Bruders, des Kaisers wohl kannte, gleichwohl verlangte Ferdinand eine starke, und schleunige Hilfe wider die Türken, deren Macht für Ungarn verderblich wurde. Die Verweigerung des einen, zog die Verzögerung des andern nach sich, und verbreitete ein so allgemeines Mißtrauen der Stände untereinander, daß man dem Ausbruche des Krieges entgegen sah. Inzwischen bekam der Kaiser wieder einen neuen fürchterlichen Feind an seinem alten Nebenbuhler, den König Franz von Frankreich. Der Krieg mit Frankreich und den Türken zugleich, erregte eine bange Furchtsamkeit Karls, wegen der evangelischen Stände. Wenn diese zu gleicher Zeit in die Waffen tratten, so konnte der sonst glückliche Karl zu allen Bedingungen gezwungen werden. Er war viel zu klug, um dieses nicht zu hintertreiben. Er that noch mehr, er wußte es dahin zu bringen, daß die deutschen Fürsten dem König Franz, mit dem doch viele Fürsten in Verbindung standen, den Krieg erklärten, und ihm selbst, dem Kaiser Beystand versprachen. Karl selbst kam aus Spanien nach Deutschland. Seine Gegenwart war nöthig. Es kam hier darauf an, die Fürsten persönlich sich geneigt zu machen, und das Ansehen durch Gültigkeit zu unter-

stügen. Karl suchte fast alle einzeln zu gewinnen, ehe er einen allgemeinen Vortrag that. Einer der ersten von diesen Fürsten, bey welchen er sich gütig und freundschaftlich bezeugte, war der Herzog Ulrich von Württemberg.

Den württembergischen Hof machte die Ankunfft Karls zu Innsbruck geschäftig. Es sollte ein Heer durch Württemberg in die Niederlande ziehen. Herzog Ulrich, welcher der Furcht für den Folgen von diesem Durchzuge zu entgehen wünschte, schickte, sobald Karl zu Innsbruck angekommen war, eine Gesandtschaft an denselben, und ließ ihm Vorstellungen thun, nnd selbst nach Württemberg, wodurch er seinen Weg auf den Reichstag nach Speyer ohnehin nehmen wollte, einladen.

Der Kaiser kam auch im July d. Jahr 1543. im Württembergischen an. Sein Gefolge war eine wahre Pracht, welche nicht im leeren Pompe, sondern in der Würde derjenigen Personen bestand, die ihn begleiteten. Es waren fünf Herzoge, ein Markgraf, ein Erzbischof, eine Menge von Fürsten und Bischöfen, die begleitenden Diener des Kaisers.

Herzog Ulrich erwartete den Kaiser zu Stuttgart, und empfing ihn nicht einmal in Person, sondern bath sich folgenden Tags eine Audienz aus. Der Kaiser hatte sich erinnert, daß ihm der Herzog Ulrich einen Fußfall schuldig sey, zu welchen er sich vor einigen Jahren durch seinen Bruder, den Grafen

Georg von Württemberg erbothen hätte, als der Kaiser zu Heidelberg war. Hier aber bewog ihn das Betragen Ulrichs, und die kritischen Umstände, in denen er sich wegen der mächtigen deutschen Fürsten befand, zu einer Erlassung dieser verlangten Ceremonie. Er versicherte vielmehr den Herzog der gehaltenen Unterredung, welche durch einen Dolmetscher geschah, seiner besondern Gunst, und behandelte ihn mit dem damals nöthigen Glücke.

Der Herzog besuchte den Reichstag zu Speyer, welchen der Kaiser hierauf hielte, nicht selbst; er hatte eine besondere Ursach dazu, weil der König von Frankreich, der immer sein Freund gewesen war, einen Gesandten an ihn, kurz vor dem Anfange des Reichstages schickte, und ihn um diejenigen Vorträge bitten ließ, welche er durch eigne Gesandte auf den Reichstag zu Speyer wollte thun lassen. Auf eben diesen Reichstag both der Kaiser die Stände des Reichs zur Hilfe gegen Frankreich auf. Ulrich kam dabey ins Gebränge. Er gab den Gesandten des Königs von Frankreich die Antwort: „daß er den Wohlstand beobachten würde.“ Er sah leicht vorher, daß der Kaiser alles wider Frankreich zu bewegen suchen würde, welches auch so sehr geschah, daß denen französischen Gesandten sogar der Zutritt zu dem Reichstage versagt wurde.

Bey so bedenklichen Umständen vermied Ulrich die Gefahr, ohne Verdriesslichkeit einer persönlichen Gegenwart, und ließ nur Gesandte nach Speyer

gehen, indem er sich mit den Beschwerlichkeiten des Podagra entschuldigte, daß er nicht selbst nach Speyer kommen könnte. Und noch einen Vorwand zu haben, ließ er ein Logis für sich miethen, welches ihm der kaiserliche Kammerfourier nicht zugestehen konnte, worüber er sich empfindlich stellte. Kurz, er suchte sich aus dem verworrenen Gewebe der damaligen Staatsintriguen durch Segentrique heraus zu winden. Inzwischen war alle diese Vorsicht doch nicht hinreichend.

Er mußte eine Geldhilfe zum Kriege gegen Frankreich seinem Freunde bewilligen lassen, weil dieses die allgemeine Bewilligung der Stände des Reichs war.

Karl merkte wohl auf den Reichstag, daß es diesmal die Zeit nicht war, den mißtrauischen und eifersüchtigen Geist der Protestanten zu beleidigen. Er stimmte seinen hohen Ton herab, gab in vielen Dingen nach, gab in andern milde Versprechungen, und erlaubte die freye Religionsübung, bis zu einem fünfzigjährigen Concillio. Dadurch erreichte er seinen Endzweck immer zu seiner Zeit, noch unter dem Vorwande eines Concilio, seine Versprechungen aufzuheben, und 1562 erhielt er die beträchtliche Hilfe, die er so nöthig hatte.

Karl labete Ulrichen während dem Reichstage nochmals in sehr gütigen Ausdrücken ein. Er entschuldigte sich aber, und gab seinen Gesandten den

Befehl, bey allen Zumuthungen sich damit zu entschuldigen, daß sie keinen gehörigen Unterricht und Vollmacht hätten. Ob sich gleich der weise Fürst dadurch von verschiedenen Bedrängnissen befrehete, so konnte er dem grossen Mißvergnügen zum Kriege gegen Frankreich beyzutragen nicht entgehen, theils war es seinem igiten ökonomischen Geiste, bey der Entkräftung seines Landes unangenehm, theils mußte er daher noch verdrüßlichere Folgen von Frankreich befürchten; er war dieser Macht noch 25000 Kronen schuldig, und mußte Geld zum Kriege wider sie geben. Er hatte selbst noch starke Forderungen an Frankreich, und diese waren nunmehr verlohren. Seine Graffschaft Nömpelgard war der Gefahr eines feindlichen Einfalls ausgesetzt. Den Prinzen Christoph sandte Ulrich in diese Graffschaft zum Stadtholter, welcher in eben diesem Jahr 1544 sich mit der Prinzessin von Brandenburg Anspach, Anna Maria vermählet hatte.

Herzog Ulrich lag eben krank zu Urach. Indem der Kaiser in den Niederlanden, und in Champagne mit Frankreich Krieg führte, suchte der Herzog durch gute Einrichtungen, und weise Maasregeln die Ruhe, und Sicherheit zu gründen. Umsonst! Es ward unvermuthet zu Crespy im September, 1544 Friede zwischen dem Kaiser, und dem Könige von Frankreich geschlossen, und dieser Friede bedrohte Deutschland mit einem neuen Kriege, an welchen Herzog Ulrich Theil nehmen mußte. Man erhielt sehr bald Nachricht von verschiedenen Artikeln des

Friedens zu Crespy, welche denen Protestanten Unglück droheten.

Beide Monarchen, Karl und Franz hatten sich verbündet, die alte Religion in ihren Staaten herzustellen, und zu beschützen. Karl machte neue Zusätsungen, und die Protestanten gleichfalls.

Herzog Ulrich, dessen Geist vollkommen evangelisch dachte, und seiner Religion eifrig ergeben war, unterstützte ganz besonders den Erzbischof von Köln, bey denen evangelischen Bundesgenossen, von denen der Erzbischof Beystand verlangte. So war der grosse deutsche Staatskörper zerrüttet, welchen nunmehr Karl bestürmen wollte. Das Zeichen zum Angriff war die Anlegung eines allgemeinen Conciliums zu Trident, und die Eröffnung eines Reichstages zu Worms, auf welchen man die Religion zum Hauptpunkte machte.

Die Angelegenheiten des Kurfürsten von Köln, beschäftigten die protestantischen Fürsten auf zweyen Zusammentkünften, welche im Anfange des Jahres 1546 zu Frankfurth und Worms gehalten wurden. Wie konnten sich aber diejenigen entschließen, einen andern zu helfen, die selbst über ihre eigne Angelegenheiten immer zertheilt, und unschlüssig blieben? Sie entsagten aller Verbindlichkeit gegen das Concilium zu Trident, sie machten dem Kaiser Vorstellungen, sie fürchteten sich, sie sahen die Gefahr hereinbrechen. Endlich wagten sie.

Der

Der Kaiser schloß einen Waffenstillstand mit dem türkischen Kaiser. Nun standen die protestantischen Fürsten abgesondert allein auf dem Plage gegen Carl. Das Jahr 1546 schien für blutige Auftritte in Deutschland aufgehoben zu seyn. In dieser Lage der Dinge, in dem noch viele einzelne Streitigkeiten alles gegen einander in Deutschland erbitterten, kam ein Reichstag zu Regensburg zusammen. Die meisten Schmalkaldischen Bundesgenossen schickten, so wie Herzog Ulrich, nur ihre Gesandten, um Nachricht von den Verhandlungen zu erhalten. Der Kaiser nahm die Schrift, in welcher die evangelischen Stände, Sicherheit für sich, und ihre Glaubenslehren begeherten, mit einem höhnischen Lächeln an, ohne weiter darauf zu achten. Diese hingegen setzten sich nun in Bewegung.

Alle evangelischen Stände wollten von dem Reichstag zu Regensburg, ohne Abschied zu nehmen, weggehen. Herzog Ulrich widerrieth diese erste starke Entrüstung Carls. Er hielt für nöthiger, die lebhaftesten Zurüstungen zu machen, und gieng mit seinem Beispiele, als evangelischer Bundesverwandter denen andern zuvor. Er ermunterte sie auch zur Beständigkeit. Es kamen von allen Orten her Truppen zusammen. Der Herzog Ulrich setzte sich zuerst vor andern in Vertheidigungsstand, und warb Völker an.

Indessen näherten sich einige italienische, und spanische Völker den deutschen Grenzen. Sogleich ließ Herzog Ulrich seine Gesandten von Regensburg zurück kommen. Die Flamme des Kriegs brach aus. Ulrich war der erste, der im Felde erschien. Im Anfang des Juny 1546 schickte er schon einige Truppen gegen Ulm. Er ermunterte die Bundesverwandten zur schleunigen Ausführung ihrer Absichten.

Herzog Ulrich, welcher urtheilte, daß man nunmehr nicht säumen müsse, hatte durch seine Emsigkeit in kurzer Zeit auf 12000 Mann zusammen gebracht. Zum Unglück waren dieß nur Fußvölker, und die erwartete Reuterey, die zu Hülfe kommen sollte, blieb aus. Allein bald darauf versammelte sich die ganze Bundes Armee von Schwaben bey Ulm, und Memmingen, und wurde 24000 Mann zu Fuß, und 5000 Mann zu Pferd stark. Sie erwartete nun wieder Anführer, welches der Christoph von Sachsen, und der Landgraf von Hessen, als die Häupter des evangelischen Bundes seyn wollten. Eben an dem Tage, da diese beyden Fürsten über ihr Heer bey Memmingen Musterung hielten, wurden sie mit allen ihren Bundesgenossen und Anhängern vom Carl in die Acht erklärt. Dieß war das zweytemal, daß Herzog Ulrich in die Acht kam.

Als der Kurfürst und Landgraf mit dem Heere ins Land rücken wollten, zeigte sich ein solcher Man-

gel an Geld, daß man vermuthen konnte, die ganze Unternehmung würde gleich im Anfange scheitern. Es wurden monatlich 200,000 Gulden erfordert. Herzog Ulrich erbot sich sogleich 60,000 Gulden zu verschaffen, wodurch die Bundesverwandten mächtig unterstützt wurden. Indem er aber noch zu Dillingen war, und mit dem Kurfürsten und Landgrafen Berathschlagungen pflegte, mußte er eilfertig in sein Land zurück, weil ein starker Zug niederländischer Völker Karln zu Hilfe eilten, und er diesen den Weg über den Rhein zu verwehren suchen mußte. Als er aber noch dazu Anstalten machte, ließ der Kurfürst von Mainz diese Völker unversehens bey Bingen über den Rhein gehen. Sie eilten Karln, welcher noch immer zu Regensburg etwa mit 4000 Mann stand, zu Hilfe, und dieser ruckte hierauf nach Landshut an der Iser vor.

Mit der Auflösung des Skrupels verlohren die evangelischen Allirten einige Tage, ob sie den Kaiser auf dem Gebiete des Herzogs von Bayern, welcher sich neutral erklärt hatte, verfolgen dürften. Als sie endlich diesen Skrupel gelöst hatten, und anfiengen, auf das kaiserliche Lager loszugehen, ließen sie plötzlich diesen Entschluß fahren, und eilten Regensburg anzugreifen, wo Karl nur eine geringe Besatzung hatte. Indessen stießen die päpstlichen Hilstruppen zu dem Kaiser, und verstärkten sein Heer ansehnlich. Noch immer blieben die protestantischen

Allirten in ihrer unthätigen Unentschlossenheit. Sie ließen immer einzelne Korps dem Kaiser zu Hilfe kommen, ohne nur im geringsten sie aufzuhalten, oder ihre Vereinigung zu hindern, welches doch so leicht möglich war. Sie ließen endlich auch 6000 Mann spanische Truppen mit aller Bequemlichkeit zu dem Kaiser stossen, und waren damit zufrieden, daß sie sich allenthalben über den Kaiser beschwerten, daß er fremde Truppen nach Deutschland führe, da man sich doch vielmehr über sie beschweren mußte, daß sie diese einzelne fremde Truppen ankommen ließen, ob sie gleich an Macht weit überlegen waren.

Herzog Ulrich ließ einmal über das andere durch seinen General, einem Grafen von Heyneck, zu einer entscheidenden Schlacht rathen, aber dazu waren die Allirten nicht zu bewegen. Sie machten Fehler auf Fehler, die wir hier nicht umständlich erzählen dürfen. Es herrschte bey ihnen eine vollkommene militairische Ungeschicklichkeit, und sie hatten einen Meister gegen sich, welcher die größte Geschicklichkeit zeigte. Er vermied immer, weil er zu schwach war, eine Hauptschlacht. Die Allirten vermieden sie, weil sie zu stark waren. Ihre vielen Generals waren immer uneinig, und besonders der muntere Landgraf, und der bedenkliche Kurfürst.

Endlich ruckten beyde Heere einander unter die Augen. Die kaiserliche Armee bestand aus 26,000

Mann. Die Armee der Allirten war 80,000 Mann stark. Der Kaiser stand bey Ingolstadt, in einem nicht stark besetzten Lager. Vor demselben lag eine so weite Ebene, daß die Allirten Platz genug hatten, ihre ganze Armee in Schlachtordnung zu stellen, und ihre ganze Macht zum Treffen zu bringen. So standen beyde Armeen am 29. August.

Ein Treffen schien unvermeidlich; die Hitze der evangelischen Truppen, brannte für Begierde nach einer Schlacht. Solche Vortheile ließen, so lange die Geschichte erzählen kann, geschickte Generals niemals aus den Händen. Es ist unbegreiflich, wie es geschehen konnte, daß die evangelischen Fürsten alle diese Vortheile vernachlässigten. Aber im Lesen ist viel unbegreiflich, was in der That sehr begreiflich ist. Indem der lebhafteste Landgraf einen Angriff wagen wollte, verfiel der Kurfürst in seine gewöhnliche Bedenklichkeit, und widersprach der Unternehmung. — „Wenn mir das Kommando allein übertragen wäre, sagte der Landgraf, so würde ich ihn dem Kriege mit einmal ein Ende machen, und das Schicksal der beyden Armeen entscheiden.“ Diese Erklärung ist für den Muth, die Treue, und die Kriegskunst des Fürsten Rechtfertigung genug. Man war so blödsinnig, daß man glaubte, der listige Karl würde sich vielleicht aus seinem Lager heraus locken lassen, wenn man sich in Schlachtordnung vor ihm stellte.

Einen solchen Fehler hätte Karl nicht einmal in seinem ersten Feldzuge in der Probanze vor zwanzig Jahren bezangen. Eben weil er ein versuchter General war, so gerieth er in keine geringe Bangigkeit, als die Wirthe Armee, so ihm überlegen war, vor seinem Lager in Schlachtordnung erschien, und die Kanonen darauf feuern ließ. Er mußte eine Bestürmung des Lagers vermuthen, weil er im gleichen Falle dieses würde gethan haben. Er stellte sich daher an die Spitze seiner Truppen, um ihnen Muth zu machen, blieb vorsichtig hinter denen Schanzen mit seinen Völkern, ritte ihre Glieder durch, und redete die verschiedenen Nationen seiner Armee, jede in ihrer eignen Sprache an. Das Feuer der starken und zahlreichen Armee der Feinde, schwächte seine Standhaftigkeit nicht, und dies ermunterte den Muth seiner Soldaten. Nach einer Kanonade von einigen Stunden, wobey mehr Lärm als Schaden gewesen war, zogen sich die evangelischen Truppen in ihr eignes Lager zurück, und die entflohenen Belegenheit kam ihnen nie wieder.

Der Kaiser ließ in der folgenden Nacht sein Lager aufs neue mit übertriebener Arbeit besetzen. Er selbst half mit arbeiten. Am Tage darauf wurde die verbundene Armee der Protestanten gewahr, daß sie gestern hätten angreifen sollen. Nunmehr war das kaiserliche Lager wirklich zu stark besetzt, als daß man dreyßig tausend Mann daraus hätte

vertreiben können. Indessen kamen auch neue Truppen aus den Niederlanden wiederum an, und Karl sah, daß er nun stark genug war, nicht beständig in den Schanzen zu bleiben, ob er gleich immer noch eine Schlacht sorgfältig vermied. Er zog sich gegen Neuburg, bemächtigte sich der vortheilhaftesten Plätze, Lauingen, Donauwerth, Dillingen, und Hochstädt, und machte sich Meister von dem Donauflusse. Indessen kam die überraschende Nachricht für die evangelischen Fürsten an, daß der Herzog Moriz in das Kurfürstenthum Sachsen eingebrochen war, und sich dieses Landes bemächtigt hatte. Die Verwirrung darüber war unbeschreiblich. Der Kurfürst von Sachsen wollte durchaus seinem Lande zu Hilfe kommen. Ein neuer Fehler! denn alle Eroberung Morizens waren nichtig, sobald nur die kaiserliche Armee geschlagen war. Und wozu nuzte es, den ungleich schwächern Moriz zu vertreiben, indessen der Kaiser mit seiner ganzen Macht freye Gewalt hatte?

Sobald der Kurfürst mit 40,000 Mann gegen den Herzog Moriz nach Sachsen aufgebrochen war, besand sich die verbundene Armee zu schwach, dem Kaiser die Spitze zu bieten. Jeder Fürst eilte nun in sein Land, und die ganze fürchterliche Armee zerfloß. Sie hatte eine Tragödie vorgestellt, so wie sie in den vorigen Jahrhunderten Mode waren, mit einem lustigen Ausgange für den, der schon zum

Tode verurtheilt war. Mit aller Aufmerksamkeit mußte Karl den glücklichen Zeitpunkt. Er setzte seine Armee sogleich in Bewegung, um die nächsten Feinde zu besiegen. Der unglückliche Herzog Ulrich war der nächste. Er hatte die vorhergehenden von dem Schicksale, welches ihm bevor stand, von dem Landgrafen von Hessen selbst gehört, welcher auf seinem Rückzuge nach Cassel ihn unterwegs gesprochen hatte.

Ulrich hatte 9000 Mann, mit welchen er sich über ankommenden ganzen Nacht des Kaisers entgegen stellen mußte. Dieser nahm vorher verschiedene Städte an der Gränze von Württemberg ein, die sich ohne Mühe ergaben, und größtentheils sogleich die Thore, dem Sieger ohne Schwerdstreich öfneten. Nachdem die herumliegenden Städte sich ergeben hatten, ruckte das kaiserliche Heer ins Württembergische durch das Weinsperger Thal ein.

Herzog Ulrich, sobald er die Nachricht empfing, daß der Kaiser selbst schon zu Dehringen sey, dankte alle seine Kriegsvölker ab, und begab sich in die Festung Hohentweil. Es war dieses die schicklichste Klugheit, welche die Umstände forderten. Wie konnte er mit 9000 Mann dem Heere des Kaisers widerstehen? Und wenn er diese Verwegenheit versucht hätte, so würde der Kaiser dadurch nur mehr aufgebracht, und eine Versöhnung und Friede, nach

welchen sich das Alter des Herzogs sehnte, desto schwerer. Er konnte hoffen, da noch lange nicht die evangelischen Fürsten bezwungen waren, und der Kaiser sich doch noch nicht als gemeinen Sieger betrachten konnte, daß er, als der erste Fürst des schmalkaldischen Bundes, der Karl in die Hände fiel, gelinder würde behandelt werden, wann er nicht hartnäckigen Widerstand leistete. Aus diesen wichtigen Gründen erwähnte er aus zwey Uebeln das geringste, und entwich aus seinem Lande. Er sah sich nunmehr zum drittenmal seines Eigenthums beraubt, im Elend, in der Gewalt der Feinde, in der Macht eines stolzen harten Kriegers. Auf das neue wurde sein Mißgeschick vermehrt, als er zu Hohentweil angekommen war. Er erhielt eine Zuschrift der schweizerischen Republik, in welcher sie ihm zu versprechen gab, daß sein Aufenthalt in ihrer Nähe ihr nicht angenehm sey. Die Stadt Schaffhausen erlaubte ihm, auf allen widrigen Fall, zwar in einem offenen Wirthshause den Aufenthalt zu nehmen, aber kein Haus zu miethen, und auf ihr jedesmaliges Gutbefinden sich wieder hinweg zu begeben.

Dies hieß nun die äußerste Härte des Schicksals ertragen. Von seinem Lande vertrieben, von seinen Freunden verlassen, aller Hilf beraubt, hatte er den vorigen Freund, den König von Frankreich sich zum Feinde auf Befehl Karls machen müssen, und dieser Karl nahm ihm nun sein Land. Die Nachbarn

wollten ihm keinen sichern Zufluchtsort gestatten, und die Feinde drängten auf ihn.

Am vierzehnten Dezember des Jahrs 1540 erhielt er durch einen Herold ein Schreiben vom Karl. Er verlangte von dem Herzoge, daß er ihm sein Fürstenthum, mit allen dazu gehörigen ohne Bedingung übergeben, selbst subsällig werden, und dem Gutbefinden von ihm, überlassen sollte, was er mit ihm machen wollte. Zugleich verlangte der Kaiser, von den Landständen in Württemberg, daß sie ihm huldigen, und aller Pflicht gegen den Herzog Ulrich entsagen sollten; was blieb nun dem Herzoge in dieser Lage zu thun übrig?

Er hatte noch einen einzigen Freund, dessen Vermittlung mit einigem Grunde gehofft werden konnte, den Kurfürsten von der Pfalz Friedrich. Obgleich dieser selbst auch bey Karl nicht in großer Gunst stand, weil er dem Herzog Ulrich als Bundesgenoss 300 Reuter gesandt hatte, so hoffte man doch noch, etwas durch ihn zu bewerkstelligen. Er traktirte den Herzog Ulrich auch wirklich in Unterhandlung, welche aber von Karl sehr schwer gemacht wurde.

Je doch befand sich Karl selbst in solchen Umständen, daß er die äußerste Härte nicht gebrauchen,

Konnte; und die Württembergischen Angelegenheiten beschleunigen mußte. Der Landgraf von Hessen hatte noch eine starke Anzahl von Truppen auf den Beinen, und verstärkte sich täglich. Der Kurfürst von Sachsen hatte eine Armee, deren Anzahl der kaiserlichen gleich war. Dieser Fürst war Sieger von Herzog Moriz geworden, und nachdem er ihm seine vornehmsten Plätze weggenommen hatte, schloß er ihn selbst in Dresden ein. Der Herzog Moriz schickte eine dringende Bitte über die andere an Karl, daß er zu seiner Errettung herbey eilen möchte.

Das Kriegsglück war noch nicht entschieden, ein einziges Treffen konnte alles umändern. — Diese Lage Karls war es, welche eine Unterhandlung mit dem Herzog Ulrich beförderte. Auch verlangte er die Beschleunigung eines Vergleiches, und am dritten Jänner 1547. kam derselbe zu Stande.

Zu Heilbron, wo Karl sich hinbegeben hatte, mußten die herzoglichen Räte, da indessen der Herzog von Alba im Württembergischen alles besetzte, die vorgelegten Bedingungen eilfertiger, als bey einer andern Lage des Kaisers geschehen seyn würde, zugestehen. Karl, welcher seiner Hoheit nie etwas nachgab, zeigte auch hiebey seinen Karakter. Ulrich befand sich noch immer zu Hohentweil. Er weigerte sich anfänglich, die vorgeschlagenen Bedingungen zu

unterschreiben, deren Härte ihm unerträglich dünkte. Allein, da der grausame Herzog von Alba unmenschliche Frevelthaten in dem Herzogthume Würtemberg begehen ließ, da er von einem Ort, von einer Stadt zur andern fortrückte, da keine fremde Errettung zu hoffen, und keine eigne zu bewerkstelligen war, da der Kaiser von keinem Punkte, den er angegeben, etwas nachlassen wollte, und die Beschleunigung des Vertrages verlangte, so unterzeichnete Herzog Ulrich, was der Kaiser ihm vorgeschrieben hatte.

Das vornehmste dieses Vertrages bestand darinnen, daß Herzog Ulrich sein Fürstenthum wieder erhalten solle, aber die Abhängigkeit vom König Ferdinand, welche nach einem alten Worte, das Aferleben heißt, erkennen mußte. Er mußte dabey versprechen, dem Kaiser die Schlösser, und Städte Hohenasperg, Schornborn, und Kirchheim frey zu übergeben, daß darinnen kaiserliche Besatzung liegen könne, bis zur Vollziehung aller Punkte des Vertrags. Er mußte binnen fünf und zwanzig Tagen 300,000 Gulden für die Unkosten des Krieges geben, und auch innerhalb sechs Wochen dem Kaiser persönlich einen Fußfall thun.

Am zehnten Jänner wurde der unglückliche Herzog Ulrich wiederum zum drittenmale Herr seines Landes.

Die Erfüllung der Punkte des Heilbronner Vertrages überhäuften das Alter des Herzogs mit neuen und vielerley Verdriesslichkeiten. Er mußte auf Befehl des Kaisers den Adel des Landes schwören lassen, daß er nie wider den Kaiser, und den König Ferdinand, die Waffen führen wollte. Er mußte sich, ohnerachtet der Schwächlichkeit seines Körpers, zu dem Kaiser nach Ulm begeben, um daselbst persönlich Verzeihung zu suchen, und den so scharf geforderten Fußfall zu thun.

Weil der Herzog bey seinem sechzigjährigen Alter schwach zu Fuße war, und ihm das Aufsteigen und Absteigen vom Pferde sehr beschwerlich fiel, so hatte er nach einem Einfall ein Pferd so abrichten lassen, daß es auf ein gegebenes Zeichen sich auf die fordern Füße niederließ. Als er vor dem Kaiser zu Pferde erschien, verrichtete also das Pferd seinen Fußfall, welches dem Kaiser so wohl gefiel, daß er dem Herzoge das Absteigen und den persönlichen Fußfall erließ. Cäsars Pferd, welches eben diese Kunst verstand, war ein glücklicheres Thier, als Ulrichs Pferd.

Sobald diese Scenen des Mißgeschickes und des Elendes vorüber waren, und der Herzog nur den ersten Anfang der Ruhe wiederum genoß, bemühte er sich, den Zustand der Religion und Sitten in

seinem Lande zu verbessern, und gab zu dieser Absicht neue Befehle. Er hoffte nunmehr, nach so vielen erlittenen Drangsalen, den wenigen Rest seiner Tage ruhig zubringen zu können. Vergebens! Niemand kann seinem Geschiede entgehen, und das Geschied Ulrichs machte sein Leben zu einer Kette von Unfällen und Verdriehlichkeiten. Indem er nun endlich den Besitz seines ihm so oft streitig gemachten, und dennoch eigenthümlichen Landes gesichert genug hielt, kam von einer neuen Seite her ein Anspruch darauf, und eine Klage bey dem Kaiser wider ihn an.

Karl hielt zu Ende des Jahrs 1547 einen neuen Reichstag zu Augsburg. Dieser Reichstag, auf welchen der Herzog, da die andern Fürsten größtentheils persönlich erschienen waren, seine Abgeordnete gesandt hatte, verwickelte den guten Fürsten in neue mannigfaltige Beschwerlichkeiten und Unruhen.

Karl drang auf die Errichtung eines Bundes, der die Uehnlichkeit des ehemaligen schwäbischen Bundes haben sollte, und verlangte, daß der Herzog mit seinem Beyspiele zuvor gehen sollte. So unangenehm ihm dieser Antrag war, so wenig konnte er ihn völlig abschlagen, und ob man gleich vorhersehen konnte, daß der verlangte Bund nicht würde zu Stande kommen, so verursachten die Unterhandlungen darüber dennoch eine verdriehliche Last.

Während dem bekam Ulrich einen neuen politischen Streit über den Besitz seines Herzogthums.

Am Ende des Jahrs 1547 waren die Umstände verändert, wie vorher, und man wünschte das Land wieder zu haben, welches man dem Herzoge Ulrich gelassen hatte. Gleichwohl ließ sich dieser Wunsch nicht ohne wichtige neue Gründe ausführen, welche sich aber bald fanden. Nach einem besondern Punkte des Heilbronner-Vertrages waren dem Könige Ferdinand alle Ansprüche, und Rechte auf das Herzogthum Württemberg vorbehalten worden. So klagte nunmehr König Ferdinand den Herzog Ulrich bey Karl an, daß er, als ein schmalkaldischer Bundesverwandter wider ihm die Waffen ergriffen, und zugleich die tyrolischen Landstände durch seine Räte verführt habe, daß sie Karls Völkern den Durchzug durch ihr Land verwehren sollten, auch seine Unterthanen wider den Tübingischen Vertrag mit Abgaben beschweret habe. Hieraus sollte nunmehr erhellen, daß Herzog Ulrich das Verbrechen des Aufruhrs begangen habe, und seines Landes, seiner Güter, und seines Lebens verlustigt erkläret werden müsse. —

Es wurde ein öffentliches Gericht festgesetzt, welches diese Klage untersuchen sollte.

Ulrich hat den Herzog von Bayern um Fürsprache, er hat die verwittirte Königin von Ungarn, die Schwester des Kaisers, und Königs Ferdinands, als sie eben durch Württemberg zu ihren Brüdern reifte, alles fruchtlos. Nach vorher gegangener Einladung wurden am 9. Februar 1548 Richter beordert, die diesen Rechtshandel untersuchen sollten. Der neue Kurfürst von Köln Adolph führte den Vorsitz, und die Sache des Herzogs muften verschiedene Rechtsgelehrte verteidigen.

Verschiedene von den vornehmsten Fürsten des deutschen Reiches thaten vergebliche Vorstellungen, um die Aushebung dieses schimpflichen, und unwürdigen Verfahrens. Der Herzog selbst that alles mögliche, um den König Ferdinand zu besänftigen. Der Prozeß gieng fort, und dauerte bis an den Tod des Herzogs Ulrich.

Obgleich die Räte und Advokaten des Herzogs bewiesen, daß der schmalkaldische Bund, und der darauf erfolgte Krieg nichts mit der Abhängigkeit des Herzogthums Württemberg vom König Ferdinand zu thun gehabt hätte, daß der Krieg nicht wider den König Ferdinand geführt worden wäre, obgleich gezeigt wurde, daß durch den Heilbronner Vertrag Karl selbst alle Folgen dieses Kriegs aufgehoben habe,

so hörte die Leidenschaft doch wenig darauf, und der Prozeß gieng fort, der Württemberg dem König Ferdinand verschaffen sollte.

Der Prinz des Herzogs begab sich selbst nach Augsburg, richtete aber eben so wenig etwas aus, als die andern angewandten Mittel. Er kam sogar in Lebensgefahr, und mußte sich nach seiner Zurückkunft von Augsburg nach Basel, und Nömpelgard flüchten.

Der Anschlag, welchen Herzog Ulrich gefaßt hatte, wurde durch diese Flucht verhindert, diesen seinen Prinzen die Regierung des Herzogthums zu übergeben, und sie freywillig nieder zu legen. Dadurch würde dem König Ferdinand der Kunstgriff aus den Händen gewunden worden seyn, weil Prinz Christoph an dem Schmalkaldischen Bundeskriege keinen Antheil genommen hatte, und die Klage beschwergen also aufhören mußte, sobald er Herr von Württemberg war.

Karl reiste im August 1548 aus Deutschland in die Niederlande, durch das Herzogthum Württemberg. So sehr Ulrich auch bat, die Besatzungen aus den Festungen zu nehmen, welche Karl in dieselben, bis zur Vollziehung des Heilbronner-Vertrages gelegt hatte, so wenig erhielt er seine Bitte, obgleich alle Punkte des Heilbronner-Vertrages lange erfüllt

waren, und also die Bedingung wegfiel, unter welcher allein Besatzung in einigen Festungen bleiben sollte.

⊕ Bey der Durchreise des Erbprinzen Philipp wurde diese Bitte im folgenden Jahre wiederholt, eben so vergeblich, wie alle Vorstellungen, daß der fatale Prozeß, welchen der König Ferdinand aufgefangen hatte, und wodurch dem Herzoge Ulrich Land, Güter, und Leben genommen werden konnte, aufgehoben werden möchte. Es wurde dieser Prozeß vielmehr so fortgeführt, daß am 2. May 1550, der zwey und neunzigste Gerichtstag angestellet wurde, und eine Entscheidung bevorstand, welche den Herzog auf geringste, kurz vor seinem Ende wieder aus seinem Lande getrieben hätte, und nur durch die angestellte Verhörung der Zeugen, und anderer Vorfälle aufgezoget wurde.

Karl kam im Jahre 1550. wiederum aus den Niederlanden nach Deutschland zurück, und nahm abermals seinen Weg durch Würtemberg. Der Herzog begab sich ohnerachtet seines kränklichen Zustands nach Dapfingen, um Karl selbst zu sprechen. Er mußte sich auf einen Sessel vor ihn tragen lassen. Dieser gieng dem alten kranken Fürsten mit entdeckten Haupt entgegen, und both ihm die Hand; der

Herzog ließ nach einer kurzen Urede durch seinen Kanzler seine Beschwerden vortragen, und bat besonders um die Befreyung der Festungen, in welchen noch immer Besatzungen lagen, um die Begnadigung seines Bruders des Grafen Georgs, welcher in dem Dienste des schmalkalbischen Bundes gewesen war, und dadurch den Zorn, und die Rache des Karls sich zugezogen hatte, und endlich um die Gerechtigkeit bey dem noch immer fortbauenden Prozesse des Königs Ferdinands wider sich.

Karl versprach in allen Stücken dem Herzog seine Güte und Gnade zu erzeigen, und verschob alles, nach seiner gewöhnlichen Art, auf den Reichstag zu Augsburg.

Ohnerachtet aller dieser Vorstellungen fiel alles widrig für den Herzog in der Folge aus. Sogar die Söhne des Dietrichs Späten, seines ärgsten Feindes, welcher ihm ehemahls seine Gemahlin entführt, und alles wider ihn aufgebracht hatte, brachten es dahin, daß er nach einem kaiserlichen Befehle diesen seinen Feinden, ihre Güter, welche er eingezogen hatte, wieder geben, sie ihrer Pflicht erlassen, und die Güter an einen Komissarius übergeben mußte.

Die größte Gelegenheit, ihn bey Karl zu verhaften zu machen, gab die hartnäckig geforderte Einführung des Interims, welche man mit der größten Strenge zu Stande gebracht wissen wollte. Die schüchternen protestantischen Fürsten, deren Eifer und Muth durch die Uebermacht Karls niedergeschlagen waren, wagten es nicht, Gegenvorstellungen zu thun, und den Zorn des Befürchteten zu entrüsten.

Die Gesandten Ulrichs wagten am meisten, und bezeugten sich nicht so eifertig gefällig, wie es Karl von einem Fürsten verlangte, welchen er eben im Begriffe stand, durch die Entscheidung des Ferdinandsischen Prozeßes sein ganzes Land zu nehmen. Man gieng auch wirklich darinn so weit, daß zur Entscheidung geschritten werden sollte. Eine darüber noch angefangene Unterhandlung von den Råthen des Herzogs schien eine kurze Frist zu geben.

Es ware, auf den Fall, daß man den Herzog wegen der Klage Ferdinands seines Landes verlustig erklärte, noch ein Mittel übrig, zu welchen Ulrich bisher nicht geneigt gewesen wäre. Wenn seinem Prinzen Christoph die Regierung übergeben wurde, so mußte die Klage aufhören, und man mußte wieder neue Chicanen ersinnen, ehe etwas unternommen werden konnte. Bey der Furcht, die Herzog Ulrich für einen unglücklichen Ausgang hatte, und

ba seine Unpäßlichkeit sich auch immer vermehrte, entschloß er sich, seinen Prinzen nach Leonberg zu beruffen, um ihn in der Nähe zu haben. Der Herzog befand sich in Wilzbade. Hier entsetzte er sich über den unvermutheten Tod seines Kammerdieners so sehr, daß er in eine gefährliche Krankheit verfiel, und ganz entkräftet kaum nach Tübingen gebracht werden konnte.

Seine Krankheit wurde immer gefährlicher, und er bereitete sich mit der größten Entschlossenheit, und aller Verfassung eines Christen zum Tode. Der unglückliche Fürst starb am 6ten November 1580. Er hatte 63 Jahre gelebt, und zwey und fünfzig Jahre regieret.

Einige haben den Herzog Ulrich von Württemberg als einen Tyrannen, andere als den vortreflichsten Fürsten vorgestellt.

Beide Theile verriethen Partheylichkeit: aber diejenigen, welche ihn recht schlecht vorstellten, fanden bey dem Gange des menschlichen Geschlechts immer lieber das Böse, als das Gute von den andern Menschen zu glauben, Beyfall. So sind wir, lobet uns Jemanden, wir zweifeln, — tadelt ihn, wir glauben es gerne. —

In der ganzen Geschichte kann man keinen bessern Beweis von der Umänderung des Charakters durch die Umstände haben, als das Leben dieses Fürsten. Sein Freund, der Landgraf von Hessen zeigte eben dieses Beispiel, aber beim Herzoge Ulrich legten es noch mehrere Handlungen, und mehr Mannigfaltigkeiten an den Tag.

Im Anfange seines öffentlichen Lebens war er freigebig, und vielleicht in manchen Stücken verschwenderisch; am Ende war er rückhaltend, und zuweilen karg. Anfänglich bezeugte er viel Offenherzigkeit; in der Folge bewies er das Gegentheil. So sehr er sonst vertraulich, munter, und fröhlich gewesen war, so mißtrauisch, klagend, und düster wurde er zuletzt. Selbst seinem eignen Prinzen traute er, ohnerachtet dessen Ergebenheit, nicht so viel, daß er ihn im Lande haben wollte, und er setzte dieses ängstliche Mißtrauen bis an sein Ende fort.

Die Hitze seiner Jugend verachtete im Unglücke, und ob er gleich noch Herzhaftigkeit behielt, so belebte sie doch nur ein gedämpftes Feuer. Er liebte im Anfange Pracht, Lustbarkeiten, und heftige Vergnügungen, er erschien in den letzten Jahren ohne allen Prunk: er schien das Vergnügen zu verachten.

Welcher Glanz umstrahlte ihn an dem Hofe Maximilians! wie einformig erschien er vor Ferdinand, und Karl! Man könnte hier die Armuth seines Landes zur Ursache angeben, und den Mangel, der ihn selbst drückte; aber man würde stark irren, denn auch zu denen Zeiten, wo er das äußerliche der Herrlichkeit zeigte, und achtete, wurde er vom Mangel der nöthigen Gelder gedrückt, und er für seine Person hatte kurz vor seinem Tode mehr Schulden als nachher, da er Güter und Festungen kaufte, und einlöste, und die Schulden, welche gemacht worden war, mehr dem Lande, als ihm selbst zukam. Die traurigen Umstände, welche ihn umgaben, brachten ihm einen Ekel an Ergötzlichkeiten, und an der Pracht bey. Sie verwandelten seine ganzen Gefinnungen.

Die Quelle, aus welcher der Genius seines ersten Leben herfloß, war der frühezeitige Antritt der Regierung.

Er war neun Jahre alt, da er schon so ganz unvermuthet Herr eines Landes wurde. Dieses Alter war zu jung, um nicht geblendet zu werden, und zu alt, um nach und nach ohne Anstoß der Seele zur Gewohnheit des Herrschers geleitet zu werden. Die Mitregenten, oder eigentlicher zu sagen, die Hofmeister seiner Jugend wurden dem

Prinzen, der allein herrschen wollte, sehr bald beschwerlich. Er verlangte, als er sechzehn Jahr alt war, die völlige Herrschaft. Wiederum ein neuer Grund zu übereilten Handlungen! Die Jugend des Fürsten trieb ihn zu Ergötzlichkeiten, er bildete sich nach dem Kaiser Maximilian, welcher ihn liebte, und bekam Lust zur Jagd. Dieses wurde, und blieb, auch da seine andern Züge sich veränderten, immer seine Hauptleidenschaft.

Raum hatte er die Regierung angetreten, als ihn der Kaiser schon in einen Krieg verwickelte. Hier wurde sein Körper, und sein Geist zugleich hart, wild, und unternehmend. Er wurde gewöhnt, Beschwerden zu ertragen, aber auch die Beschwerlichkeiten der andern nicht zu achten.

Er wurde zu einer kriegerischen Strenge geneigt, da inzwischen seine Unterthanen geneigt worden waren, sich der Strenge zu widersetzen. Er hatte das Unglück, sehr frühzeitig in die Versführung der Schmeichler zu fallen.

Diese Schmeichler stöbten ihm verschiedene Grundfälle ein, denen er erst alsdenn entsagte, da es zu seiner Wohlfahrt zu spät war. Er betrachtete seine

Unterthanen mit den Augen eines Gebieters, und seine Unterthanen sahen ihn als einen Fürsten an, dem sie gutwillig die Herrschaft aufgetragen hätten. Sie waren störrisch, und der Herzog gebieterisch. Seine Vertrauten gaben ihm ungeschickte Rathschläge; er folgte ihnen, weil sie seine Vertraute waren. Er wollte die Herrschaft über sein Land erweitern; und verursachte dadurch seine genauere Einschränkung.

In einem Leben, welches so viel sonderbares hatte, war dieses das sonderbarste, daß die Leidenschaft der Liebe, von welcher Herzog Ulrich am weitesten entfernt war, die Gelegenheit zu der Reihe seines Unglücks geben mußte.

Er war kein Liebhaber der Frauenzimmer, und hatte dennoch das Mißgeschick, daß er sich durch das in tausend Verdrießlichkeiten setzen mußte, was nur der eifrigste Liebhaber thut.

Sein Unstern wollte, daß er eine Gemahlinn bekam, zu welcher er nicht die geringste Neigung

hatte. Die Freundschaft Maximilians hatte ihn in der frühesten Jugend in die Verlegenheit gesetzt, sich mit einer Prinzessin vermählen zu müssen, deren Gegenwart ihm schon verdrücklich war. Zum Unglück besaß diese Prinzessin eine Menge von Eigenschaften, die ihr auch einen Verliebten abgeneigt hätten machen müssen.

Sie war stolz, eifersüchtig, heftig, und störrisch, endlich ließ sie sich entführen. Ein Heer, unter der Anführung ihres Bruders vertrieb den Herzog aus dem Lande.

Zwey allerdings zu hitzige, und unbesonnene Handlungen vollführen sein Unglück.

Da er die Grundsätze einer unumschränkten Herrschaft nicht sobald ablegen konnte, so tödtete er einen Diener, weil er einen Verdacht der Eifersucht auf ihn geworfen hatte. Er glaubte, wer seine Gemahlinn verführen wolle, den müsse er selbst strafen. Seine Hitze erlaubte ihm keine Ueberlegung.

Er hieng den Herrn von Hutten ohne Umstände auf. Eben diese Hitze war es, welche ihn verleitete, die Stadt Reutlingen mit Gewalt der Waffen einzunehmen, und sich unterwürfig zu machen, weil einige Bürger einen seiner Unterthanen ermordet hatten. Er forderte Genugthnung, und da er diese nicht erhielt, nahm er sie sich selbst, und besagerte, und eroberte die Stadt. Dieses war nun eben der letzte Stoß seines Mißgeschickes, und er wurde genöthiget, sein Land zu verlassen, und fünfzehn Jahre im Exil, in dem traurigen Exil, welches jemahl ein Fürst erlitten hat, zu leben.

Die Einnahme von Reutlingen kann man nicht rechtfertigen; allein, man kann sie entschuldigen. Hier aber ist für uns das Charakteristische merkwürdiger, als eine Schutzschrift.

Die Gunst des Kaisers Maximilian hatte den hitzigen Geist des Herzogs noch kühner gemacht. Als ihn die entführte Gemahlinn um diese Gunst gebracht hatte, so wurde er dadurch nur desto angebracht, und da Maximilian gestorben war, glaubte er seine Rache am besten selbst nehmen zu können.

Gleich darauf litte er die allerempfindlichsten, und grausamsten Ungerechtigkeiten, ohne sich rächen zu können. Es ist ein betrübter Anblick, auf die fünfzehn Jahre zurückzusehen, wo er fast nirgends Aufenthalt, und Unterhalt bekam, wo er von der Großmuth eines fremden Fürsten ernährt wurde, indessen seine Unterthanen seine Freunde gefangen nahmen, und mißhandelten, so bald sie erschienen.

War jemals ein Fürst bis zum Mitleiden aller Unterthanen unglücklich, so war es Ulrich.

Die Eroberung einer Stadt verursachte den Verlust eines ganzen Landes, aller Ehre, und Ansehens, aller Lebensmittel, und aller Gerechtigkeit. Des Herzogs rasche Jugend, und seine Lehrmeister selbst hatten ihn von der Bildung der Wissenschaften abgehalten. Er war nicht gelehrt, aber er suchte die Gelehrten, und sorgte für die Fortpflanzung der Gelehrsamkeit in seinem Lande mit einer Freygebigkeit, die es allen Fürsten seines Zeitalters hervor that. Er gab den Rathschlägen, und Vorkstellungen derjenigen, denen er Kenntniß, und Einsicht zutraute, nur leider! oft zu sehr Gehör.

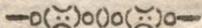
Je weniger er von den Wissenschaften verstand, desto vortreflicher war er in allen Leibesübungen.

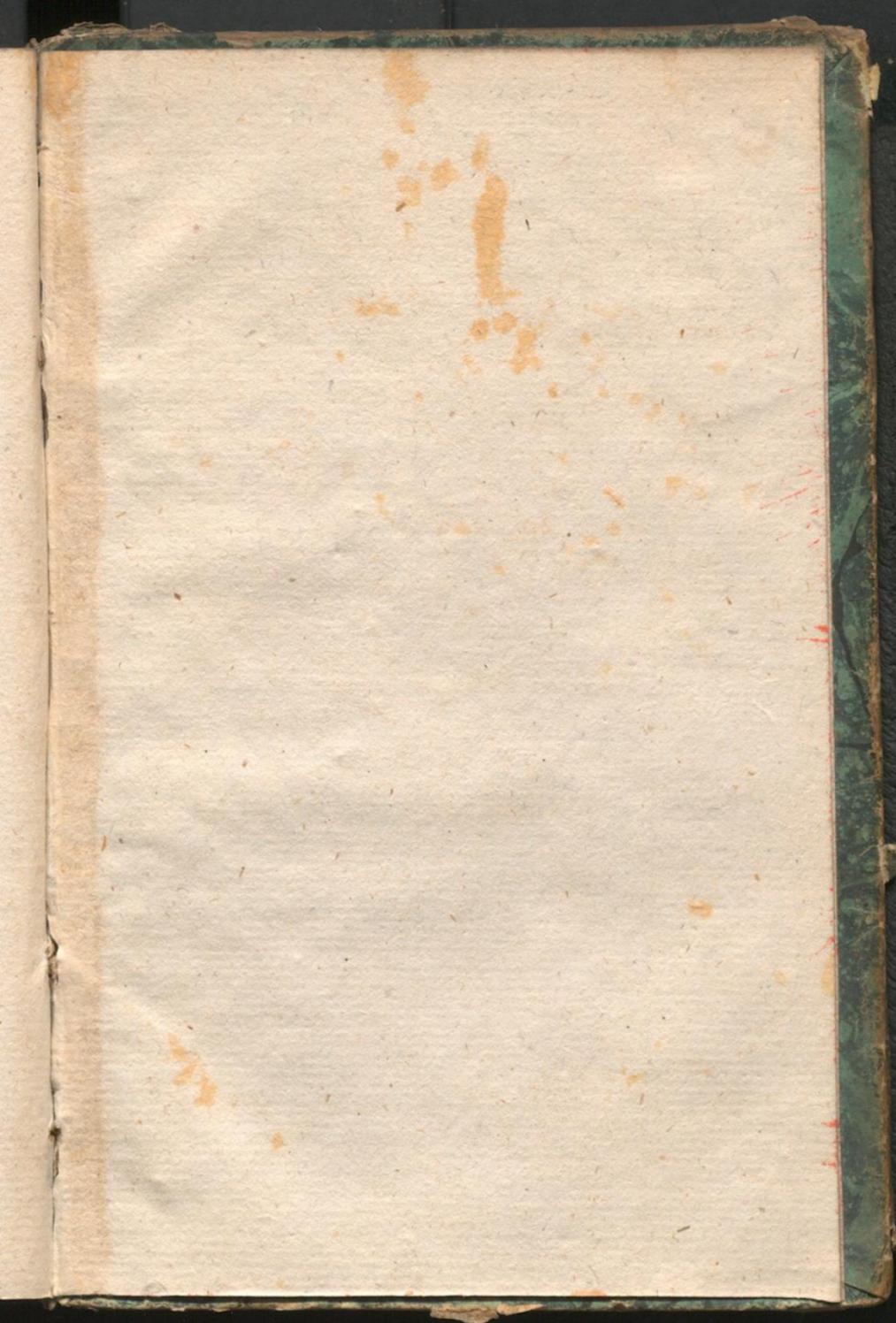
Da er in den letzten Jahren seines Alters vom Podagra schon äußerst entkräftet war, hielt er sich doch noch immer für eine Schande zu fahren, und bediente sich, statt eines Wagens, immer eines Reitpferds. Nur im allerletzten Jahre war er so sehr geschwächt, daß er sich beständig in einem Sessel mükte tragen lassen: Das heftige Feuer, welches er in seinen ersten Jahren so lebhaft zeigte, und eine strenge Denkart war seiner dreisten Miene eingeprägt. —

Er war lang von Statur, [wohl gewachsen; alles verrieth den kühnen Geist; seine lebhaften blauen Augen; ein martialisches Ansehen, und ein wilder Blick. Aber — wozu ist es nöthig den Körper eines Fürsten zu schildern, bey dessen Geiste man ganz den Körper vergißt?

Wenn man die Fehler, und Tugenden dieses Fürsten zusammen rechnet, so wird man finden, daß die meisten Fehler andern, die ihn verleiteteten, und

die Tugenden ihm allein zuzuschreiben sind. Vollkommene Charaktere findet man nur in Romanen. Die Geschichte zeigt die menschliche Natur, wie sie ist, und sucht durch fremde Schicksale uns mit unsern eignen zu versöhnen.





28

bi

to

D

ist

se

in

